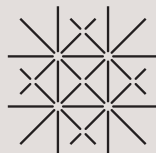


# Antike für das 21. Jahrhundert



# Looking for a Challenge?

*Join the fastest growing  
professional services firm in  
Switzerland*

Deloitte is one of the Switzerland's foremost professional services firms, delivering Audit, Tax, Consulting, Forensic and Dispute, Transaction and Enterprise Risk Services to our clients. Our 700-strong Swiss team serves a wide range of businesses, including large multi-national companies and public enterprises, as well as numerous small and medium-sized companies. Deloitte is the Swiss practice of Deloitte Touche Tohmatsu, a global leader in professional services with more than 135'000 people in nearly 140 countries.

Send your complete application to:

Deloitte AG, Chantal Gasche, General Guisan-Quai 38, 8022 Zurich  
Tel. +41 (0)44 421 65 96, [cgasche@deloitte.ch](mailto:cgasche@deloitte.ch)

[www.deloitte.ch](http://www.deloitte.ch)

## Deloitte.

**Audit. Tax. Consulting. Corporate Finance.**

General Guisan-Quai 38, 8022 Zurich, Tel. +41 (0)44 421 60 00,  
Fax +41 (0)44 421 66 00, [office.zurich@deloitte.ch](mailto:office.zurich@deloitte.ch)

Deloitte Touche Tohmatsu is a Swiss Verein (association), and, as such, neither Deloitte Touche Tohmatsu nor any of its member firms has any liability for each other's acts or omissions. Each member firm is a separate and independent legal entity operating under the names "Deloitte", "Deloitte & Touche", "Deloitte Touche Tohmatsu", or other, related names. The services described herein are provided by the member firms and not by the Deloitte Touche Tohmatsu Verein.  
©Deloitte AG 2007. All rights reserved.



Liebe Leserin, lieber Leser,

«Antike für das 21. Jahrhundert»: Kann es überhaupt eine Antike für eine bestimmte andere Epoche geben? Steht die Antike nicht vielmehr für sich selbst in ihrer eigenen Geschichte, ihren kulturellen Äusserungen und ihren Werten? Es zeigt sich, dass die Gegenwart und das Altertum in einem dauernden wechselseitigen Austausch stehen: Zum einen richten Forschende immer wieder neue Fragen an die Vergangenheit, und die Bilder antiker Figuren – wie der Medea aus der griechischen Mythologie oder des römischen Sklaven Spartacus – verändern sich im Lauf der Zeiten. Zum andern setzen die materiellen Überreste und Texte des Altertums den modernen Vereinnahmungen immer wieder ihren produktiven Widerstand der Andersartigkeit entgegen. So etwa, wenn aus der Konfrontation aktueller Regievorstellungen mit den 2500 Jahre alten Tragödien Aischylos' neue Kunstwerke entstehen oder wenn sich eine zeitgenössische Schriftstellerin auf den römischen Dichter Ovid bezieht.

Dieses Heft legt einen erweiterten Antike-Begriff vor, der über die «klassisch» gewordenen Griechen und Römer weit hinausgeht und etwa auch die Kultur des alten Ägypten, die Bronzezeit und gar auch frühgeschichtliche Gesellschaften mit einbezieht. Gemeinsam ist den Beiträgen, dass sie sich mit der zeitgenössischen Interpretation des Altertums und mit dessen Weiterleben im Heute befassen. Die Antike-Forschung zu Anfang des 21. Jahrhunderts zeichnet sich durch das Durchbrechen traditioneller Fächergrenzen aus: Indem die Wissenschaft aktuelle Problemstellungen auf eine interdisziplinäre und kulturwissenschaftliche Weise aufgreift, ergeben sich neue Denkmöglichkeiten und oft auch überraschende Erkenntnisse. Auf eine solche neuartige Weise wird das Altertum an der Universität Basel nicht nur erforscht, sondern es kann – im neuen Masterstudium «Kulturwissenschaft der Antike» (<http://kwa.unibas.ch>) – auch studiert werden. Auch Sie als Leserinnen und Leser dieser Ausgabe von UNI NOVA sind eingeladen, sich mit der Fremdheit der antiken Gesellschaften auseinanderzusetzen und dabei vielleicht auch die eine oder andere altvertraute Vorstellung vom Altertum in Frage zu stellen. In diesem Sinn wünsche ich Ihnen eine anregende Lektüre!

Christoph Dieffenbacher

Redaktion UNI NOVA

# MIGROS

SO ODER SO

## HEUTE BEDANKT SICH RENATA FORRER BEI RAHEL BERG FÜR IHR ENGAGEMENT.

Ziege müsste man sein. Zumindest bei Frau Forrer. Denn sie befolgt die Richtlinien von Bio Suisse für eine naturnahe, nachhaltige Landwirtschaft.

So wird auf chemisch-synthetischen Pflanzenschutz und Dünger verzichtet, alle Tiere haben regelmässigen Auslauf, das Futter muss überwiegend biologisch sein und möglichst aus Eigenproduktion stammen.

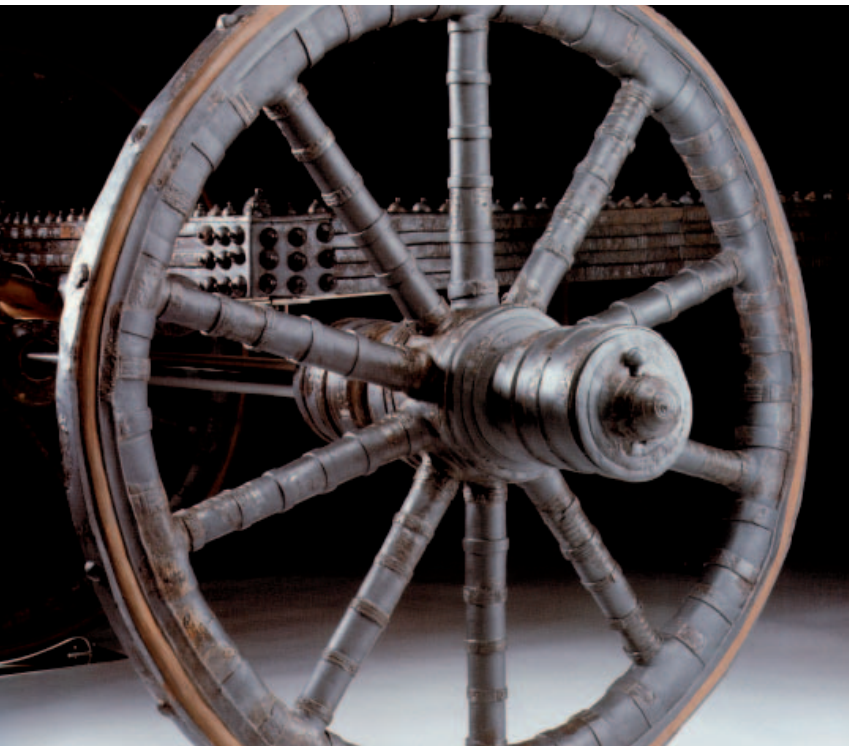
Das weiss auch eine Kundin wie Frau Berg zu schätzen und kauft bewusst Engagement-Produkte.

Darum haben wir Renata Forrer zu Rahel Berg eingeladen, weil sie sich einmal persönlich bei einer ihrer Kundinnen bedanken wollte. Ein Dank, der allen gebührt, die mit ihrem Kaufverhalten ihrer Umwelt ein paar Schritte voraus sind.

TATEN STATT WORTE.

**ENGAGEMENT**  
migros.ch





Historische und prähistorische Phänomene erfahren durch moderne Forschungsmethoden und sich ändernde Fragestellungen immer wieder neue Überprüfungen und Interpretationen. Die Wissenschaft zeichnet ihr Bild von vergangenen Zeiten laufend neu – so auch jenes des europäischen Altertums. In den erhaltenen Überresten zeigt sich manchmal Vertrautes, oft aber auch die Fremdheit der vergangenen Epoche (Bild: Rekonstruiertes Wagenrad aus der Grabkammer von Hochdorf bei Stuttgart, westliche Späthallstattzeit, ca. 5. Jahrhundert v. Chr.).

<b>Von Ägyptologie und Ägyptomanie</b>	<b>6</b>
<b>Fürstengräber und Wissenschaftsideen</b>	<b>9</b>
<b>Der Beutejäger und die Nesthüterin</b>	<b>11</b>
<b>Medea, eine Karriere</b>	<b>14</b>
<b>Opium für Ovid</b>	<b>16</b>
<b>Aischylos' Orestie auf der Bühne</b>	<b>18</b>
<b>Die Konstruktion des Spartacus</b>	<b>21</b>
<b>Ein Althistoriker als Zeitgenosse</b>	<b>24</b>

<b>Forschung Pflanzen und Hitze</b>	<b>28</b>
-------------------------------------	-----------



<b>Von Bakterien fasziniert</b>	<b>30</b>
<b>Älteste Quelle über einen Kirchenvater</b>	<b>32</b>

<b>Rubriken Editorial</b>	<b>3</b>
---------------------------	----------

<b>Kolumne «Sozialwissenschaften und Ungleichheit V»</b>	<b>26</b>
--	-----------

<b>In Kürze</b>	<b>35</b>
-----------------	-----------

<b>DVD/Bücher</b>	<b>36</b>
-------------------	-----------

<b>Mein Web-Tipp, Briefe</b>	<b>37</b>
------------------------------	-----------

<b>Termine, Fragen Sie die Wissenschaft, Impressum</b>	<b>38</b>
--	-----------

**Titelbild** Bogenschütze aus dem Westgiebel des Aphaia-Tempels in Ägina (ca. 490–480 v. Chr.), vorne als farbige Rekonstruktion und hinten als weisser Torso: Die Ausstellung «Bunte Götter» von 2005 in der Skulpturhalle Basel hat mit einem weit verbreiteten Klischee aufgeräumt: Die antiken Tempel und Skulpturen erstrahlten ursprünglich keineswegs in reinem Marmorweiss, sondern waren farbig gefasst und mit bunten Motiven verziert. Obwohl dies die Archäologen schon seit fast 200 Jahren wussten, blieb die Erforschung der Farbigkeit der antiken Skulpturen lange ein Tabu (Bild: © Skulpturhalle Basel).

# Von Ägyptologie und Ägyptomanie

Antonio Loprieno

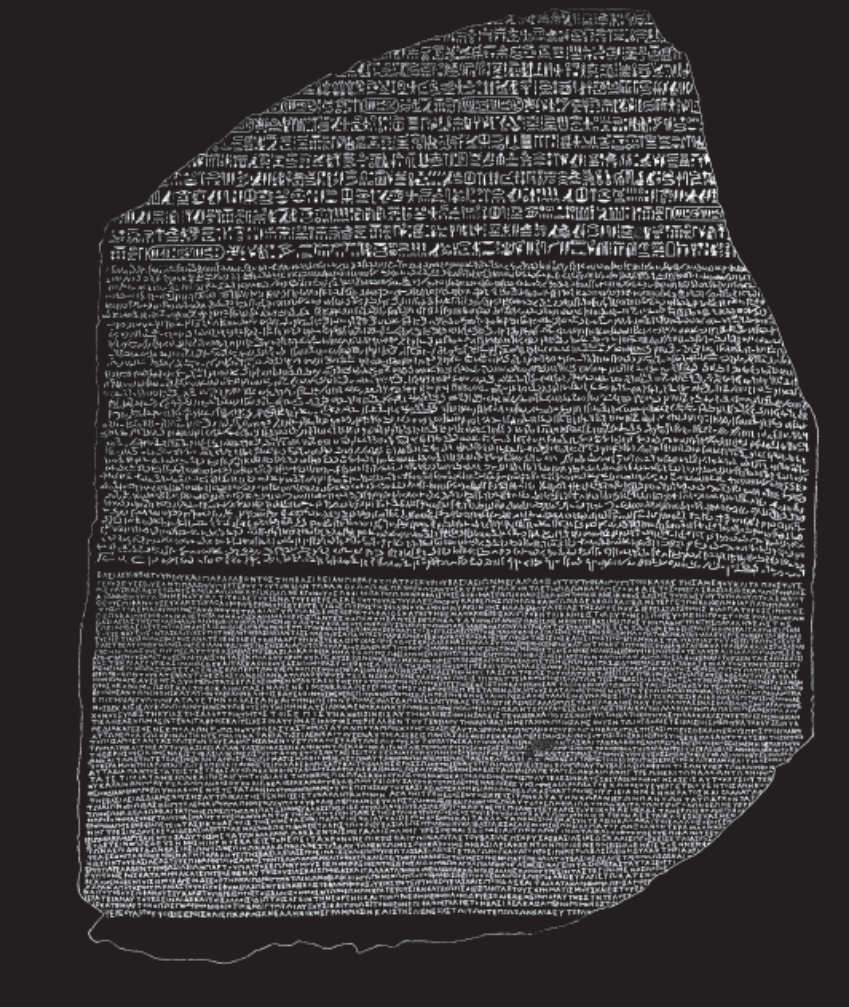
**Keine andere antike Kultur hat die Menschen seit Jahrhunderten so beschäftigt und fasziniert wie das alte Ägypten. Seine Rezeption ist heute von zwei gegensätzlichen Polen geprägt.**

Die Ägyptologie als akademische Disziplin ist ein Produkt der europäischen Aufklärung. Durch die Entzifferung der Hieroglyphenschrift durch Jean-François Champollion auf der Basis des dreisprachigen Steines von Rosette (1822 bis 1824) konnte jene direkte Beziehung zum pharaonischen Ägypten wiederhergestellt werden, die in der Spätantike durch den Verlust des Gebrauchs einheimischer Schriften verloren gegangen war. Im Fall anderer Kulturen des Mittelmeerraums ist hingegen der moderne Umgang mit dem Altertum das Ergebnis einer einigermaßen ununterbrochenen historischen Rezeption: Die humanistische Entdeckung (oder Konstruktion, wie man heute zu sagen pflegt) des individuellen Menschen ging einher mit einer produktiven Auseinandersetzung mit der griechisch-römischen Antike, die vom Konzept des «Klassischen», das heisst des Nachahmenswerten geprägt war. Die Rezeption Griechenlands oder Roms ist also vom Mythos der kulturellen *Kontinuität*, die Rezeption Ägyptens vom Mythos des kulturellen Bruchs gekennzeichnet. Paradoxerweise wurde dieser Bruch durch die Entstehung des wissenschaftlichen Diskurses um das alte Ägypten erst recht vergegenwärtigt. Denn in den fünfzehn Jahrhunderten, in denen das eindruckliche Schrifttum des vorchristlichen Ägypten dem europäischen Auge verschlossen geblieben war, stand ein anderer Zugang zur altägyptischen Kultur im Vordergrund, den man – im technischen Sinn – als ägyptomanisch bezeichnen kann.

**Ort des «Monumentalen»** Von der klassischen Antike bis zur Frühen Neuzeit galt nämlich das alte Ägypten als Ort des «Monumentalen», wobei diesem kulturellen Merkmal von Fall zu Fall positive oder negative Eigenschaften zugewiesen wurden: Urquell religiöser Weisheit (Schikaneders Sarastro) versus Kerker sozialer Unterdrückung (das biblische «Haus der Sklaverei»); Brutstätte des mosaischen Monotheismus (die symbolische Religion der Weisen) versus paradigmatische heidnische Zauberei (der magische Aberglaube der kleinen Leute); architektonische Grösse (Pyramiden und Sphinxen) versus menschenfeindliches Verhalten (Pharao als Quintessenz des bösen Königs). Horapollo im 6., Athanasius Kircher im 17. oder Mozart im 18. Jahrhundert deuteten ägyptische Erinnerungsspuren nicht mit *philologischen*, sondern mit *philosophischen* Augen als Träger einer höheren Form von Wissen, der zwei konträre Eigenschaften anhafteten: dunkle Verborgenheit und helle Klarheit.

Die Ägypten-Rezeption ist also in doppelter Hinsicht bipolar. Auf der einen Seite haben wir eine zweihundert Jahre alte wissenschaftliche Beschäftigung, auf der anderen Seite eine historisch gewachsene Enzyklopädie, die den Westen seit zwei Jahrtausenden begleitet und die selbst dualistisch verläuft: hier das Ägypten des Schönen und des Weisen, dort das Ägypten des Magischen und des Perversen.

In den knapp zwei Jahrhunderten ägyptologischer Arbeit war das ägyptomanische Gedächtnis zugleich ein Segen und eine Bürde. Denn auf einen Punkt gebracht lautet die ägyptologische, wissenschaftliche These: Über das alte Ägypten wissen wir lediglich, was uns altägyptische Texte erzählen. Neben der



**Oben: Die Geburt der Ägyptologie: der dreisprachige Stein von Rosette, ein Text aus hellenistischer Zeit (196 v. Chr.), entziffert von Jean-François Champollion (1822–1824). Der Text wurde in drei verschiedenen Schriften geschrieben: auf Ägyptisch in Hieroglyphen, auf Ägyptisch in demotischer Schrift und auf Altgriechisch (Bilder: Ägyptologisches Seminar).**

**Unten: Die Macht der Ägyptomanie: Die Pyramide im Innenhof des Musée du Louvre in Paris, gebaut vom chinesisch-amerikanischen Architekten Ieoh Ming Pei (1989).**

ägyptologischen Lektüre lebt jedoch weiterhin auch die andere, zweite Form der Beschäftigung mit Ägypten, die nicht nur zeitlich älter, sondern für unsere Kultur auch bei weitem bedeutender ist.

**Zwei Wahrnehmungsweisen** Diese Erinnerungsspur ist deshalb so erfolgreich, weil sie von zwei Säulen westlichen Denkens implizit untermauert wird. Sowohl klassische Autoren wie Plato oder Isokrates als auch biblische Texte wie die Genesis oder der Exodus legen ein zweideutiges Bild der ägyptischen Kultur an den Tag: schriftbesessen, aber erstarrt; weise, aber autokratisch; politisch mächtig, aber moralisch pervers. Auch in unserer Zeit bleibt deshalb eine Wahrnehmung des alten Ägypten bestehen, die nicht auf der Exegese einheimischen Materials, die das Monopol der wenigen Spezialisten bleibt, sondern auf einer sinnstiftenden Rezeptionsgeschichte basiert. Diese Auslegung des ägyptischen Altertums wurde schon in den Anfängen der Ägyptologie bekämpft und systematisch ausgegliedert. Dies stiftete auch ein bestimmtes Selbstverständnis der Disziplin: Champollions strenges Urteil (*«toutes ces aberrations, tous ces vains systèmes»*) ist beispielhaft für die ägyptologische Einstellung geblieben, die die Welt von den Irrtümern der Ägyptomanie zu befreien versucht.

Auf der anderen Seite wurde sehr früh, etwa in der Form von Ausstellungen in Museen, eine Brücke zwischen der traditionellen und der wissenschaftlichen Wahrnehmung geschlagen. Schon bei der «Mutter aller ägyptischen Ausstellungen», der Präsentation der Grabanlage des Königs Sethos I. durch Giovanni Battista Belzoni in London (1821), war die implizite Erwartung nicht, den *ägyptischen* ästhetischen Sinn in seinen kulturellen Kontext einzubinden, sondern eine ästhetische Nachempfindung des westlichen Mythos Ägypten zu ermöglichen.



Diese zwei Zugänge zur altägyptischen Kultur, der ägyptologische und der ägyptomanische, leben heute nebeneinander. Nicht einmal der naivste Vertreter der akademischen Ägyptologie könnte behaupten, über hundertfünfzig Jahre wissenschaftlichen Umgangs mit ägyptischen Texten hätten das öffentliche Bild dieser alten Kultur entscheidend geprägt. Ganz im Gegenteil: Zwischen dem öffentlich wirksamen Bezug auf das alte Ägypten, wie ihn etwa der Erfolg von Ägypten-Ausstellungen belegt, und der Marginalität der akademischen Disziplin besteht eine tiefe Kluft, die den historischen Sieg der Ägyptomanie über die Ägyptologie belegt. Keineswegs bestimmt die Ägyptologie den modernen Diskurs über das alte Ägypten, sondern sie reagiert auf eine breite öffentliche Neugier, deren Wurzeln in unserer Kulturgeschichte von der Eisen- bis zur Neuzeit zurückreichen.

**Sehnsucht nach dem Mythos** Die Niederlage der Ägyptologie hat wohl zwei Ursachen. Zum einen spielt die Ägyptomanie mit stetem Heimvorteil, weil sie aus schon gespeichertem Wissen, aus langer historischer Erinnerung schöpfen kann. Zum anderen hat die Ägyptologie offensichtlich nicht das Versprechen eingelöst, das ihre Geburt begleitet hatte: Die ägyptischen Texte, die dank der gewonnenen philologischen Erkenntnisse bekannt wurden, vermochten nicht die gleiche Faszination hervorzurufen, zu welcher die tausendjährige Rezeption des alten Ägypten die westliche Kultur verführt hatte.

Anders als das ägyptomanische war (und ist) das ägyptologische Ägypten ein Land grosser religiöser Überlieferung, aber ohne esoterisches Wissen; eine Kultur mit langer literarischer Tradition, aber ohne namentlich identifizierbare Autoren; eine Zivilisation überwältigender Monumentalbauten, aber ohne kodifizierte Geometrie. Es ist ein gesellschaftliches Gebilde, von dem weder Erleuchtung noch Pracht, weder Triumph noch Abgrund, sondern die Normalität einer bronzezeitlichen Kultur mit ihren Kämpfen zwischen Eliten und Subeliten, zwischen der Ideologie der schriftlichen Präsentation und der Realität der sozialen Praxis ausgeht. Deshalb befindet sich der Ägyptologe oft in der paradoxen Lage, erklären zu müssen, weshalb das von

ihm vertretene kulturelle Objekt nicht so ungewöhnlich ist, wie der Gesprächspartner hartnäckig behauptet. Aus geschichtlicher Rekonstruktion wird ästhetisierende Inspiration, aus begräbnisbezogenen Kontexten werden Grabschätze.

Die Sehnsucht nach dem mythischen Ägypten, die Millionen von Besuchern und Besucherinnen zu den Schätzen des alten Ägypten lockt, verstehe ich auch als Spur einer gewissen Enttäuschung über die Ergebnisse – oder die Versäumnisse – der akademischen Ägyptologie. Diese profitiert zwar von der öffentlichen Resonanz des Forschungsgegenstands «Altes Ägypten», vermag sie jedoch nur bedingt in wissenschaftliches Engagement zu kanalisieren. Die Disziplinierung der modernen Rezeption des alten Ägypten bleibt eine Aufgabe, mit der wir Forschenden auf dem Gebiet der Ägyptologie uns befassen sollten. ■

Prof. Antonio Loprieno ist Ordinarius für Ägyptologie und Rektor der Universität Basel.

# Fürstengräber und Wissenschaftsideen

Undine Stabrey

**Die Interpretation von prähistorischen Befunden kann sich im Lauf der Zeit stark wandeln. So lässt sich die Geschichte der Archäologie anhand ihrer Ergebnisse wiederum selbst «archäologisch» datieren – am Beispiel der aufwändigen Bestattungen der frühen Eisenzeit Mitteleuropas.**

Monumentale Hügelgräber antiker Kulturen mit auffällig prunkvoll ausgestatteten Grabkammern wurden und werden fast überall auf der Welt entdeckt – über einen Zeitraum von Jahrtausenden. Sie begegnen uns in Japan, Dänemark, der Türkei, Österreich, Korea, Griechenland, Russland, Bulgarien ... Häufig sind es Königsgräber, immer aber Bestattungen sehr einflussreicher Menschen. Auch im Gebiet der Schweiz, Frankreichs und Deutschlands lässt sich dieses Phänomen der Prunkgräber fassen.

**Rekonstruktion der Grabkammer von Hochdorf bei Stuttgart: Die Aufbahrung des reich geschmückten Toten gehörte zur rituellen Ausstattung der Grabkammern. Er lag wohlgepolstert und in edlem Tuch eingewickelt auf einem Bronzesofa. Seine Wirkungsbereiche kennzeichneten Halsring und Dolch, Trinkhörner, Ritualwerkzeuge auf dem Wagen und ein überdimensioniertes Trinkgefäß (Bild aus: Jörg Biel [Hrsg.], Experiment Hochdorf, Stuttgart 1996).**



Zwischen etwa 620 und spätestens Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. wurden im westlichen Späthallstattkreis, einer Epoche des eisenzeitlichen Europas, Menschen mit sehr einzigartigen, wertvollen und vor allem äusserst grossen Beigaben beerdigt: Vieles davon war aus dem antiken mediterranen Raum importiert. Die Grabinventare befanden sich meist in einer hölzernen Kammer unter teils gigantischen Grabhügeln (Tumuli) von einem Durchmesser von bis zu 120 Metern. Diese für Archäologen auffallenden Befunde zeigen massive gesellschaftliche Veränderungen an.

Die Tumulusgräber sind für das Verständnis des eisenzeitlichen Mitteleuropa zentral: Neue kulturelle Erscheinungen, zu denen diese Gräber gehören, weisen auf eine stark differenzierte vorge-schichtliche Gesellschaft. Eine solche zeichnet sich immer durch komplexe Machtverhältnisse, weit reichende Kontakte mit Handel und ausgeprägte religiöse Vorstellungen aus, um nur einige wichtige Formen ihrer kulturellen Gestaltung zu nennen.

Diese Kulturtechniken treten auch zu Beginn der Späthallstattzeit auf und sprechen für dynamische Entwicklungen: In Mitteleuropa entwickelte sich eine stratifizierte (geschichtete) Gesellschaft, die Kontakte zur mediterranen Welt pflegte (wie Importgüter aus dem griechisch-etruskischen Raum beweisen), komplex strukturierte und befestigte Siedlungen («Fürstensitze») baute und ihre herausragenden Verstorbenen in Prunkgräbern («Fürstengräbern») bestattete. Über die «Fürstensitze», die «Fürstengräber» und den Bezug dieser beiden Phänomene zueinander in der nordalpinen Eisenzeit wurde und wird sozial-historisch geforscht. Hier soll die Forschungsgeschichte zu den «Fürstengräbern» aus der Perspektive ihrer Begriffsgeschichte kurz beleuchtet werden.

**Fürst, Chef, big man** ... Sakralkönig, Fürst, Herr, Chief, Dynast, Dorfältester, König, Häuptling, Druide, Chef, Toter, *big man*, Princeps, Priester, weinsüchtiger Potentat, Keltenfürst, charismatischer Herrscher, Jäger, Redistributor, Führungspersönlichkeit ... Diese Begriffe stammen aus der rund 150-jährigen Forschungsgeschichte zu den nordalpinen Prunkgräbern, die durch ihre spektakulären Funde berühmt wurden. Seit Beginn ihrer archäologischen Entdeckung sind sie Gegenstand aussergewöhnlich kontroverser Diskussionen, die aus verschiedenen Wissenschaftsideen resultieren.

Einige Beispiele zur Auswahl: Als Eduard Paulus späthallstattzeitliche Prunkgräber untersuchte, nannte er sie 1877 Fürstengräber. Der Begriff etablierte sich als *terminus technicus* und hielt sich bis in die 1970/80er-Jahre. Dass im 19. Jahrhundert selbst, das noch deutlich von Bürgertum und (wenn auch schwindendem) Adel geprägt war, «Fürstengrab» ein selbstverständlicher Begriff war, ist nicht abwegig. Zudem entstand er in Anlehnung an die Schliemann'sche Bezeichnung «königliche Gräber» für das Gräberfeld A von Mykene.

Ab den 1950er-Jahren prägte der aus der damals modernen Ethnologie, die mit teilnehmenden Beobachtungen bei Feldforschungen arbeitete, übernommene Begriff «Häuptlingsgrab» die Forschung. Die Sozialanthropologie der 1960er- und 1970er-Jahre, die im Häuptlingstum den Ursprung einer Ranggesellschaft sah – einer stratifizierten Gesellschaft wie in der späten Hallstattzeit –, sprach von den *big men*. Das sind Persönlichkeiten durch ihre Individualität, die zum Beispiel durch herausragende Taten charakterisiert war. Anders als beim Adel kommt ein solcher Status nicht durch Erbschaft zustande.

Vor dem Hintergrund der Zeit- und ihrer Wissenschaftsgeschichte ist auch verständlich, warum das Konzept «Fürstengrab» seit den 1970/80er-Jahren starke Ablehnung fand: Es projiziere eine Feudalgesellschaft, die eine wilde Mixtur aus Caesars Beschreibungen des spätkeltischen Adels, Vorstellungen der griechischen Herrschaft der archaischen Zeit und mittelalterlichen Verhältnissen sei. Gerade diese Debatte führte seither zu fruchtbaren Ergebnissen.

So fand eine Strömung im Fach Ur- und Frühgeschichte durch Vergleiche mit vorindustriellen Gesellschaften heraus, dass die riesigen Grabhügel relativ zügig erbaut worden waren – und nicht, wie zuvor angenommen, während Jahrzehnten. Damit wurde das Fürstenkonzept hinfällig, das davon ausgeht, ein Machthaber habe viele Menschen über lange Zeit befehligt. Doch die damit verbundene Aussage, die reich bestatteten Toten seien «nur» Persönlichkeiten einer lokalen oder kleinregionalen Gruppe, lässt sich ebenso wenig «beweisen» wie jene, es handle sich um *big men*.

**Zwickmühlen der Forschung** Gerade solche Wissenschaftsideen spiegeln nicht nur «Zwickmühlen» prähistorischer Forschung wider, sondern sind auch als grundsätzliche, allgemeine Fragen zu verstehen: Konstruieren oder rekonstruieren wir alte Kulturen? Tun wir das immer in Analogie zur Gegenwart? Kann man, wie es in den Kulturwissenschaften derzeit modern ist, durch den Blick auf das Fremde eine Nähe zur Antike finden? Und wie sehr ist das Materielle, das ja Ausgangsbasis archäologischer Forschung ist, hilfreich, wenn uns derzeit eher das Immaterielle interessiert?

Die kontroversen Interpretationen haben gerade in den letzten Jahrzehnten für ein deutlich breiteres Methodenspektrum in der Forschung gesorgt. Denn für prähistorische, schriftlose Epochen ist es äusserst schwierig, die Funktion(en) einer Person innerhalb einer Gemeinschaft zu ergründen – unabhängig davon, ob bekannt ist, innerhalb welches gesellschaftlichen Gefüges die so prunkvoll bestattete Person zu verorten ist.

Der Archäologe Georg Kossack, der sich intensiv mit den historischen Hintergründen des Prunkgrab-Phänomens auseinandersetzte, kam 1973 zum Ergebnis: «In der Fachsprache des Archäologen steckt eine Fülle gleichnishafter Bezeichnungen, ein sicheres Zeichen dafür, dass man nur ahnt, wovon man spricht.» Und es ist ein gutes Zeichen, dass die Archäologie durch Auseinandersetzung damit neue, weiterführende Ansätze zur Entstehung der späthallstattzeitlichen Prunkgrabsitte schafft. ■

M.A. Undine Stabrey ist Doktorandin am Seminar für Ur- und Frühgeschichte der Universität Basel.

# Der Beutejäger und die Nesthüterin

Brigitte Röder

**In der aktuellen Geschlechterdebatte wird immer wieder auf die urgeschichtlichen Jäger und Sammlerinnen verwiesen. Die mit ihnen verbundenen Vorstellungen sind jedoch ein moderner Mythos, der seine Wurzeln in der bürgerlichen Gesellschaft des 18. und 19. Jahrhunderts hat.**

«Es war ziemlich einfach: Er war der Beutejäger, sie die Nesthüterin.» Auf diese knappe Formel bringen Allan und Barbara Pease die Geschlechterverhältnisse in der Urgeschichte. Mit ihrem Bestseller «Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken» (2000) versprechen sie «ganz natürliche Erklärungen» und einfache Lösungen für die aktuellen Turbulenzen in den Geschlechterverhältnissen. Schlüssel für Ursache und Lösung der Krise lägen in den «kleinen, aber bedeutsamen Unterschieden zwischen Mann und Frau». Diese werden am Beispiel der scheinbar «naturbelassenen» und durch Zivilisationsprozesse noch nicht «kulturell überformten» Urmenschen erläutert. Pease & Pease präsentieren den urgeschichtlichen «Beutejäger» und die «Nesthüterin» als urgeschichtliches Traumpaar.

Die Schilderung des Alltagslebens des Paares lässt paradiesische Zeiten mit klaren und überschaubaren Verhältnissen erstehen. Allerdings sind solche Verhältnisse schon längst Geschichte, denn: «Diese herkömmlichen Regeln wurden jedoch in unserer modernen, zivilisierten Welt abgeschafft, und die Folgen sind Chaos, Verwirrung und Unzufriedenheit.»

**Schöpfungsgewollte Rollenteilung** Auch Eva Herman kommt in ihrem heiss debattierten Buch «Das Eva-Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit» (2006) nicht ohne die urgeschichtlichen Jäger und Sammlerinnen aus. In dem vorab veröffentlichten Artikel «Die Emanzipation – ein Irrtum?» schildert sie die Ge-

schlechterverhältnisse so: «Der Mann steht in der Schöpfung als der aktive, kraftvolle, starke und beschützende Part, die Frau dagegen als der empfindsamere, mitfühlende, reinere und mütterliche Teil. In den zurückliegenden Jahrtausenden richtete die Menschheit ihre Lebensform nach dieser Aufteilung aus, die Rollen waren klar definiert. Der Mann ging zur Jagd, später zur Arbeit und sorgte für den Lebensunterhalt der Familie, die Frau kümmerte sich um das Heim, den Herd, die Kinder und stärkte ihrem Mann den Rücken durch weibliche Fähigkeiten wie Empathie, Verständnis, Vorsicht. (...) Welche Gnade sich in dieser schöpfungsgewollten Aufteilung findet, kann man heute nur noch selten beobachten. Wenn sie aber eingehalten wird, so hat das in aller Regel dauerhafte Harmonie und Frieden in den Familien zur Folge.»

Die beiden Schilderungen dieses prähistorischen Geschlechterparadieses lesen sich weitgehend ähnlich. Bei Herman kommt mit dem Verweis auf die «schöpfungsgewollte Aufteilung» noch eine religiöse Komponente hinzu. Auch sieht sie – im Gegensatz zu Pease & Pease, die von einer parallelen Veränderung der Frauen- und der Männerrollen ausgehen – im einseitigen Ausstieg der Frauen aus dem «schöpfungsgewollten» Geschlechtermodell die Ursache der aktuellen Spannungen im Geschlechterverhältnis: «Seit einigen Jahrzehnten verstossen wir Frauen zunehmend gegen jene Gesetze, die das Überleben unserer menschlichen Spezies einst gesichert haben.» Nach dieser Klärung der Schuldfrage mit den urgeschichtlichen Jägern und Sammlerinnen als Kronzeugen ist klar, dass die Frage «Die Emanzipation – ein Irrtum?» rein rhetorisch zu verstehen ist und dass es nur einen Ausweg aus der Geschlechterkrise gibt: Zurück in die Urgeschichte!

«**Anthropologisches Design**» Der Topos vom Jäger und der Sammlerin findet sich auch in recht überraschenden Kontexten, so etwa in einem Interview, das Peter Sloterdijk während der Fussball-Weltmeisterschaft 2006 dem Nachrichtenmagazin «Der Spiegel» gab. Darin bezeichnete er die deutsche Nationalmannschaft als «ein Team von Hermaphroditen». Diese Sichtweise leitet Sloterdijk offensichtlich aus seinem Männlichkeitskonzept ab, das auf seiner Vorstellung vom «urgeschichtlichen Jäger» basiert.

Vom «Spiegel» gefragt, ob er sich die WM als Fan oder als Philosoph anschau, antwortete Sloterdijk: «Eher als ein Mensch, der sich für die Archäologie der Männlichkeit interessiert. Das Fussballspiel ist atavistisch, und es ist eine anthropologische Versuchsanordnung. Seit einigen tausend Jahren suchen die männlichen Menschen nach einer Antwort auf die Frage: Was macht man mit Jägern, die keiner mehr braucht? Von unserem anthropologischen Design her sind Männer so gebaut, dass sie an Jagdpartien teilnehmen. Doch haben wir seit gut 7000 Jahren, seit Beginn des Ackerbaus, die Jäger einem riesigen Sediierungsprogramm unterworfen. Je höher die Religion, desto stärker war der Versuch, den inneren Jäger davon zu überzeugen, dass es im Grunde eine Schande ist, ein Mann zu sein, und dass Männer als Männer niemals des Heils teilhaftig werden.»

Sloterdijk steht mit seinen Vorstellungen vom «sedierten Jäger im Mann» und dem Sport als dem «letzten Refugium der Männlichkeit» nicht allein: In einem Radiovortrag mit dem Titel «Väter zwischen Windeln und Beruf – Anmerkungen zu einer überforderten Spezies» einige Monate danach vertrat der Medienwissenschaftler Norbert Bolz zum Teil nahezu wortgleiche Ansichten. Er stellte fest, dass «die Zivilisation als Zähmung der Männer durch die Frauen voranschreitet», und beklagte, dass die Männer dadurch ihrer «sexuellen Rollenidentität» beraubt würden: «In der modernen Gesellschaft erwerbstätiger Frauen genügt es offenbar nicht, wenn sich ein Vater als Versorger seiner Familie versteht. Aus dem Versorger soll ein Fürsorger werden.»



**Scheinbar natürliche Geschlechterbeziehungen über Jahrtausende: links urgeschichtliches Paar, rechts bürgerliches Hochzeitspaar (Bilder aus: Christin Osterwalder, Marc Zaugg, Fundort Schweiz, Bd. 2, Solothurn 1991 [links] und Annette Kuhn [Hg.], Die Chronik der Frauen, Dortmund 1992 [rechts]).**

Wie sind diese Zitate zu werten? Die Analyse aktueller Medienberichte im Rahmen eines Forschungsprojekts über die Wechselwirkungen zwischen Prähistorischer Archäologie und gesellschaftlichen Diskursen hat gezeigt, dass die urgeschichtlichen Jäger und Sammlerinnen ein zentraler Referenz- und Orientierungspunkt in der aktuellen Geschlechterdebatte sind. An ihnen wird modellhaft und idealtypisch illustriert, was Frauen und Männer in ihrem tiefsten Innern eigentlich ausmacht und wie sie mit sich im Reinen und mit dem stets gegengeschlechtlichen Gegenüber in Harmonie leben können. Abweichungen



vom «anthropologischen Design» der Geschlechter, von den «schöpfungsgewollten» beziehungsweise den «natürlichen» Geschlechterrollen haben indessen gravierende Folgen: Sie sind die Ursachen für die konstatierten Probleme zwischen den Geschlechtern und für die beklagte Perversion weiblicher und männlicher Identität.

**Bürgerliche Projektionen** Bleibt noch die Frage zu klären, woher diese weit verbreitete und offensichtlich tief verwurzelte Gewissheit eigentlich stammt, dass die urgeschichtlichen Jäger und Sammlerinnen die «ursprüngliche» und «natürliche» Geschlechterordnung unserer Spezies verkörpern sollen. Die Urgeschichtsforschung kann das zweifelhafte Verdienst der Urheberenschaft jedenfalls nicht für sich beanspruchen, denn diese

Vorstellungen sind älter als das Fach, das sich erst im ausgehenden 19. Jahrhundert als Disziplin konstituierte.

Schöpferin dieser Idee ist vielmehr die bürgerliche Gesellschaft, die die Legitimation des von ihr kreierten Geschlechtermodells auf zwei Säulen stellte: auf die Biologie («Das ist natürlich») und auf die (Ur-)Geschichte («Das ist ursprünglich, denn das war schon immer, von Anfang an so»). Aufgrund dieser Legitimationsstrategie fungiert die Urgeschichte heute als ein fiktiver Ort, an dem die bürgerliche Geschlechterordnung mit ihren spezifischen Formen weiblicher und männlicher Identität «in Reinform» betrachtet werden kann.

In einer Zeit, in der die Geschlechterverhältnisse im Empfinden vieler kompliziert, verwirrend und problematisch und die herkömmlichen Geschlechterrollen im Wandel begriffen sind – ohne dass schon klar wäre, wohin diese Entwicklung führen wird –, ist die Urgeschichte wie ein Fels in der Brandung, an dem man sich orientieren kann: Hier kann man auf die vermeintlichen Anfänge zurückblicken, die historische Entwicklung quasi wieder auf Null setzen und sich so vergewissern, wie Frauen und Männer im postulierten Naturzustand ohne zivilisatorische Verformungen «eigentlich» sind und wie ihr «damals noch intaktes» Verhältnis gestaltet war.

Mythen sterben bekanntlich erst, wenn sie ihre gesellschaftliche Funktion verloren haben. Angesichts der lautstarken Aufrufe *Back to the roots!*, die in der aktuellen Geschlechterdebatte so viel Raum einnehmen, wird es wohl noch dauern, bis das «bürgerliche Urmenschenpaar» ausgedient hat und neuen Bildern Platz macht. ■

Prof. Brigitte Röder ist SNF-Förderungsprofessorin sowie Leiterin des Fachbereichs Sozialgeschichte am Institut für Prähistorische und Naturwissenschaftliche Archäologie der Universität Basel. Sie leitet das SNF-Projekt «Neue Grundlagen für sozialgeschichtliche Forschungen in der Prähistorischen Archäologie» ([www.sozialgeschichte.unibas.ch](http://www.sozialgeschichte.unibas.ch)).

# Medea, eine Karriere

Petra Schierl

**Medea, die Frau aus Kolchis, die ihre Kinder getötet hat, verstört und fasziniert zugleich – und das seit mehr als zweitausend Jahren. Weshalb brauchen wir Medea?**

Medea ist ursprünglich eine Figur aus dem Argonautenmythos. Auf der Argo segelt Jason, begleitet von mehreren Helden, nach Kolchis. Von dort soll er im Auftrag seines Onkels Pelias das Goldene Vlies holen. Die kolchische Königstochter Medea hilft ihm dabei und übt damit Verrat an ihrem Vater. Mit Jason flieht sie nach Jolkos, später nach Korinth. Auf der Reise begeht sie weitere Verbrechen, um Jason zu helfen: Sie zerstückelt ihren Bruder Apsyrtos, damit die Flucht nicht von den Kolchern verhindert wird.

In Jolkos leitet sie die Ermordung des Pelias in die Wege, da dieser Jason nach Kolchis gesandt hatte, weil er hoffte, der Nefeweife würde auf der Fahrt sterben. Medea veranlasst die Töchter des Pelias, den Vater zu zerteilen und in einem Zauberkessel zu kochen, um ihn zu verjüngen. Sie lässt den Zauber jedoch misslingen, sodass Pelias von den eigenen Töchtern getötet wird. In Korinth kommt es schliesslich zum Bruch der Beziehung, als Jason bereit ist, Medea zu verlassen, um die Tochter des Königs Kreon zu heiraten.

**Ein Name wird Programm** An diesem Punkt setzt Euripides' Tragödie *Medea* ein, die 431 v. Chr. in Athen aufgeführt wurde. Das Stück zeigt, wie es Medea, die ohne ihre Kinder aus Korinth verbannt werden soll, in scheinbar aussichtsloser Lage gelingt, sich an Jason zu rächen: Sie tötet nicht nur seine Braut und deren Vater, sondern auch ihre eigenen Kinder.

Der Kindermord ist als Bruch jeder Norm der Endpunkt einer unausweichlichen Entwicklung. An ihrem Anfang steht Medea, die als Frau und als Fremde in doppelter Hinsicht «das Andere» verkörpert. Jason lässt sich auf sie ein. Zum Konflikt kommt es, als er versucht, Medea, die für ihn alles aufgegeben hat, aus

seinem Leben auszugrenzen. Im Streitgespräch des Paares bei Euripides prallen Gegensätze aufeinander: Jason ist pragmatisch und berechnend, er orientiert sein Handeln an seinem persönlichen Erfolg. Medea ist emotional und bedingungslos in ihrer Liebe wie in ihrem Zorn: Sie tut alles, um Jason zu unterstützen, aber auch alles, um ihn zu vernichten. In ihr treffen Jason und die Korinther auf eine Frau, die sie nicht einschätzen können, weil ihre Normen für sie nicht gelten.

Euripides ist mit grosser Wahrscheinlichkeit der Erste, der Medea in der Rolle der mordenden Mutter gezeigt hat. Spätere antike Bearbeitungen, vor allem Tragödien, die von ihrem Aufenthalt in Korinth handeln, haben den Kindermord und das durch Euripides geprägte Medea-Bild festgeschrieben. So ist in der Tragödie des römischen Philosophen Seneca (1. Jahrhundert n. Chr.) der Name «Medea» bereits Programm, wie es folgender Dialog zwischen Medea und der Amme zeigt: «A.: Medea –. M.: Werde ich sein. A.: Eine Mutter bist du. M.: Ja, für wen?» Mit dem Kindermord findet Senecas Medea zu sich selbst und kann am Ende des Stücks feststellen: «Medea bin ich jetzt.»

**Transformationen** Medea ist zum Inbegriff «des Anderen» geworden. In nachantiken Bearbeitungen des Mythos ist ihre Rolle jeweils durch den historischen und sozialen Kontext bestimmt. Gerade im 20. Jahrhundert lässt sich mit der Literaturwissenschaftlerin Inge Stephan von einer multimedialen Karriere der Figur sprechen. Medea begegnet uns etwa als Jüdin in Gertrud Kolmars Erzählung *Die jüdische Mutter* (verfasst um 1930/31) und als Schwarze unter Weissen in Europa oder Südafrika in Hans Henny Jahnns *Medea* (Urfassung 1924) und in Guy Butlers *Medea* (Erstaufführung 1990).

Der Kindermord – so unterschiedlich er gestaltet und motiviert sein mag – ist dabei bislang das wichtigste Merkmal der Medea-Figur geblieben. Doch ist sie als mordende Mutter noch zeitgemäss? In den 1980er- und 1990er-Jahren zeigte sich die



Medeas Flucht auf dem Schlangenwagen: Kelchkrater aus Lukanien, um 400 v. Chr. (Bild: Archäologisches Seminar)

Tendenz, sie zu entlasten. Der Titel von Ursula Haas' Roman *Freispruch für Medea* (1987) kann als Motto für Arbeiten gelten, die ein «neues» Bild entwerfen, wie sie gerade von Autorinnen vorgelegt worden sind.

Eine ihrer bekanntesten Vertreterinnen ist Christa Wolf mit ihrem Roman *Medea. Stimmen* (1996). Die subjektiven Erfahrungsberichte einzelner Sprecher ergänzen sich hier zu einem Gesamtbild des Geschehens. Die Autorin siedelt Medea in der Zeit des Übergangs vom Matriarchat zum Patriarchat an. Ihre Medea ist das Opfer einer Intrige, die am Hof von Korinth angezettelt worden ist. Sie stellt für die Herrschenden eine Gefahr

dar, weil sie herausgefunden hat, dass das patriarchale Korinth – wie das von ihrem Vater regierte Kolchis – auf ein Verbrechen gegründet ist. Für keinen der Morde oder Todesfälle, die ihr angehängt werden, ist sie selbst verantwortlich. Wolf möchte das durch Euripides geprägte Bild revidieren und erzählen, was «wirklich» geschah, indem sie Medea selbst eine «Stimme» verleiht. Da die Autorin die mythische Tradition als Folie benutzt, bleibt ihre Heldin als Medea zu erkennen. Sie verliert jedoch ihren Schrecken und wird zum Inbegriff einer starken Frau. Am Ende des 20. Jahrhunderts mordet Medea nicht mehr.

**Medeas Zukunft** Auch durch die verschiedenen Versuche, einen «Freispruch» für die mythische Heroine zu erwirken, hat sich das Bild nicht nachhaltig geändert. Medea fasziniert noch immer als die Grenzgängerin, die schon die antike Tragödie zeigt: Sie ist eine Frau, die sich nicht unterordnet – sei es als Königstochter in Kolchis oder als verlassene Ehefrau –, sondern vielmehr über sich selbst und über Jason bestimmt. Als Kolcherin ist sie die Fremde in Korinth und wird zum Opfer der Ausgrenzung aus dem Staat und aus der eigenen Familie. Erst indem sie sich über moralische Normen hinwegsetzt, kann sich Medea behaupten. Doch gerade durch ihre Reaktion auf die Ausgrenzung bestätigt sie die Vorstellung vom Fremden als einem Gegenbild. Die Enkelin des Sonnengottes entzieht sich nach dem Mord an den Kindern auf Helios' Wagen vollends der menschlichen Sphäre: Aus dem Opfer wird die Siegerin, die sich allen entfremdet hat.

Die Medea-Figur symbolisiert das Scheitern der Verständigung zwischen den Geschlechtern und Kulturen. In ihrem Charakter, ihrem Schicksal und in ihren Taten spiegeln sich zentrale Fragen und Probleme der modernen Gesellschaft. Der Medea-Mythos kann daher heute eine Projektionsfläche im aktuellen Diskurs über den «Kampf der Geschlechter», über den Umgang mit dem Fremden oder über die Legitimität von Gewalt bieten. Solange diese Konflikte nicht bewältigt sind, wird Medea weiter morden. ■

Dr. Petra Schierl ist Assistentin am Seminar für Klassische Philologie (Latinistik) an der Universität Basel.

# Opium für Ovid

Henriette Harich-Schwarzbauer

**Die *Metamorphosen* Ovids, die subtil um überlieferte Mythen, um einzelne Wörter, ja um Silben und Laute kreisen, wurden über Jahrhunderte ungebrochen rezipiert – im Jahr 2000 erstmals aus japanisch-deutscher Perspektive.**

Ovid erzählt in seinen *Metamorphosen* von der Verwandlung als Prinzip. Die Entstehung des Kosmos, die Abfolge der Weltalter und die Historie bis zur Zeitenwende werden unter dem leitenden Thema der Verwandlung an Gestalten des Mythos und der römischen Vergangenheit in einem raffiniert gebauten Epos dargestellt. Die Metamorphose der einzelnen Gestalten ist nicht selten die Folge von und Schutz vor (mitunter unbeabsichtigter) Gewalt.

*Sex and crime* charakterisieren, wie eine Etikettierung Ovids in der Forschung suggeriert, viele der schönsten und bekanntesten Verwandlungserzählungen (Apollon und Daphne; Actaeon und Diana [im Bade]). Göttliche Wesen und Menschen werden in Tiere, Pflanzen und Steine, Sterne, Töne und Düfte, sprich in grobe wie in feinste Materie verwandelt. Ein wesentliches Merkmal ihrer früheren Existenzweise bleibt, wie Ovid formuliert, den «Körpern, die in neue Formen verwandelt werden», erhalten. Insofern sind sie unvergänglich. Eine Rückführung in ihre frühere Existenzweise ist den Verwandelten generell verwehrt.

**Die schöne Gärtnerin Pomona** (*pomum*, Obst, Apfel; in der Antike auch Sinnbild von Erotik) ist eine der bezaubernden Frauengestalten, von denen Ovid erzählt. Sie ist eine *schöne Gärtnerin*, die Pflanzen veredelt. Sie ist modern im Sinne von urban und kultiviert, jede Derbheit altrömischer Lebensart, jede Rückwärtsgeandtheit liegt ihr fern. Sie ist die einzige römische Nymphe unter den zahlreichen (griechischen) Nymphen, die ob ihrer Schönheit Opfer der Gewalt wurden.

*Vertumnus* (*verto*, wandeln), der Gott des Wandels, begehrt die schöne Gärtnerin. In vielerlei Gestalten schlüpft er, sie zu ero-

bern, doch ohne Erfolg. So nimmt er wieder seine ursprüngliche Gestalt an und macht sich auf, die schöne Gärtnerin gewaltsam an sich zu binden. Die wahre Gestalt des *Vertumnus* – er strahlt wie die Sonne, die keine Wolke verhüllt – beeindruckt die Nymphe, sie begehrt *Vertumnus* ihrerseits, Gewalt ist kein Thema mehr.

In der Erzählung über *Vertumnus und Pomona* hebt Ovid für einmal das Prinzip des steten Wandels auf, das in über 12'000 Versen Erzählungen generiert und kunstvoll verknüpft. *Vertumnus* und *Pomona* können je nach Interpretationszugang für vieles stehen. Für eines stehen sie sicher: für den Wandel als Gesetz des Kosmos. Wobei gerade *Pomona* eine Ausnahme bildet, sie wird nicht verwandelt. Vom Wandel lässt sie sich nicht verführen. Für sie gibt es ein Unhintergebares, das vom Wandel ausgenommen ist, ihm gilt ihr Begehren.

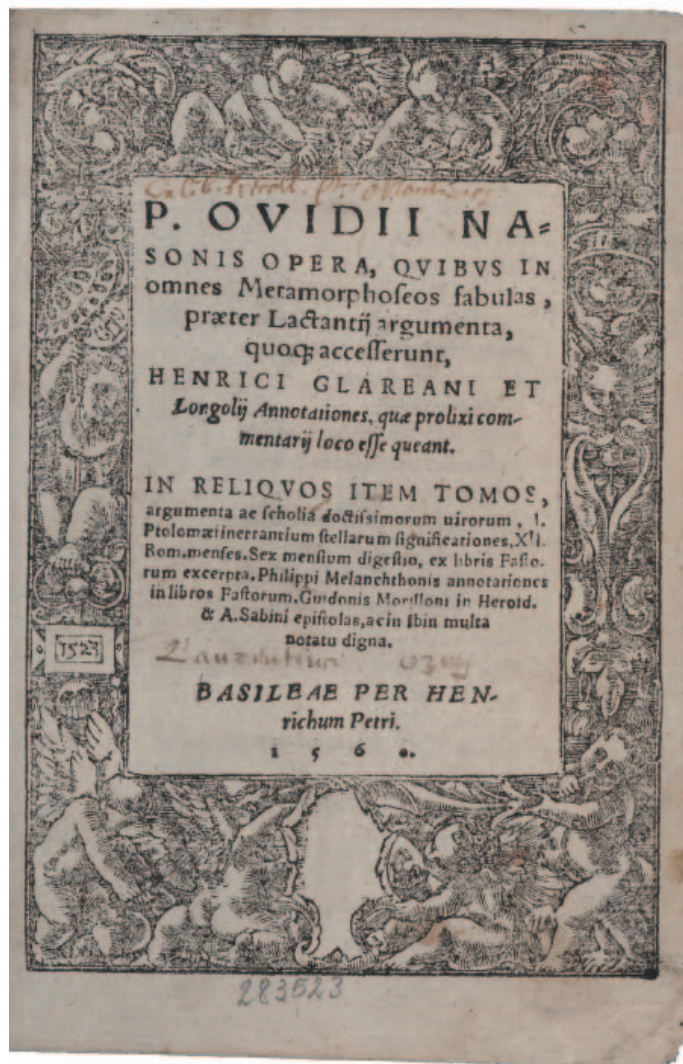
Ovid hat wie kein zweiter Autor der Antike die Literatur und bildende Kunst über die Jahrhunderte nachhaltig inspiriert. Seine *Metamorphosen* werden im Mittelalter zum Lehrbuch der Moral, sie dienen in der Neuzeit als Handbuch der «Naturwissenschaft», im ausgehenden 20. Jahrhundert liefern sie unter anderem Impulse für den *iconic turn*. Heute versieht man Ovid gerne mit der Etikette des *totalen Autors*, da er sich auch in der Postmoderne in Kunst und Wissenschaft einen festen Platz erobert hat. Doch um welchen Ovid handelt es sich dabei?

**Kopfkissenbuch** Das beginnende 21. Jahrhundert ist unter anderem durch den bemühten Dialog zwischen den Kulturen und durch die Spannungen charakterisiert, die sich aufgrund von neuen Machtansprüchen in einer globalisierten Welt ergeben. Beides spiegelt sich im Werk der renommierten japanisch-deutschen Autorin Yoko Tawada (\*1960), die mit der «Gabe des doppelten Blicks» die Zeichen der Zeit neu lesen lehrt. *Opium für Ovid* betitelt Tawada ihr 2000 erschienenes *Kopfkissenbuch von 22 Frauen*, so der Untertitel, mit dem sie eine japanische Erzähltra-

dition in eine produktive Auseinandersetzung mit Ovid bringt. Für den Band hat sie Frauengestalten aus seinen *Metamorphosen* ausgewählt und unter dem Leitthema der Verwandlung in einen subtilen Text über eine globalisierte Welt übertragen.

Leda, Daphne, Scylla, Iphis, Ceres, Pomona, Echo, Iuno und Diana, um nur einige Namen herauszugreifen, geben sich in diesem Erzählreigen die Hand und *vernetzen* sich. Mit den Frauengestalten entwirft Tawada neue Metamorphosen, sie zeichnet ein luftiges, tänzerisch leichtes, zugleich aber bedrückendes Bild der postmodernen Gesellschaft. Sie baut auf Bruchstücken der *Metamorphosen* auf, deren ursprünglicher Zusammenhang nicht mehr bedeutsam ist. Tawada imaginiert ihrerseits Verwandlungen, die einen abendländischen Kontext Ovids sichtbar machen, indem neue Formen und Funktionen von Metamorphosen freigesetzt und Wahrnehmungen anderer, aussereuropäischer Kulturexperimente integriert werden.

**Verwandlungen einer Meistererzählung: Ovids *Metamorphosen* in einer bei Heinrich Petri in Basel gedruckten Ausgabe von 1460 (Bild: UB Basel).**



Die Gestalt der *Pomona* begegnet uns bei Tawada wieder. Das Opium, das zum Phantasieren mit Ovid anregt, erzeugt in ihrer Erzählung Metamorphosen, die trivial, anspielungsreich und präzios zugleich sind: *Pomona* kocht, sie kocht auf. Die Bewegung des aufwallenden Wassers produziert Verwandlungen ohne Unterlass (Ovids «schöpferische» Gestalten weben, schaffen Skulpturen ...). *Pomona* will die Jugend hinter sich lassen: Sie fühlt sich zu älteren Frauen hingezogen. (Ovids Frauengestalten sind immerfort jung.) Den Wandel, den Technik und Medizin ermöglichen, sieht *Pomona* als Chance, allerdings läuft sie Gefahr, die Kontrolle über die gewollte Veränderung zu verlieren. «Opium gegen Ovid» bleibt ihr Ausweg, als sie das Faszinosum der (gesteuerten) Verwandlung (zu spät) durchschaut. Ovids *Pomona* hält es anders: Sie bleibt im Wandel selbstbestimmt.

Transformation vollzieht sich mittels Neuerung und Verlust. Beides bildet einen zentralen Diskurs der *Metamorphosen*. Ovid, die Nase (wie sein Cognomen, *Naso* [der mit der grossen Nase], besagt), spürt feinsinnig auf, was durch den Wandel, der mit allen Mitteln forciert wird, auf der Strecke bleibt. Geschützt durch die Maske des Unernstes, umschreibt er nahezu unmerkliche Sprachregelungen und auch grosse Gesten.

Der augusteische Dichter beendet seine *Metamorphosen* mit den Worten: «Nun habe ich ein Werk vollendet, das nicht Iuppiters Zorn, nicht Feuer, nicht Eisen, nicht das nagende Alter wird vernichten können ... Wann er will, mag jener Tag, der nur über meinen Leib Gewalt hat, meines Lebens ungewisse Zeit beenden. Doch mit meinem besseren Teil werde ich fortleben ...» Bestätigt die Erzählung Yoko Tawadas die Worte Ovids? Bewahrt sie den *besseren Teil* der Metamorphosen? Ovids schöne Gärtnerin, *Pomona*, würde sich von einer postmodernen Metamorphose der *Metamorphosen* umwerben lassen und vom Kopfkissenbuch ganz gewiss! Doch würde sie den Verlust nicht übersehen wollen, der gegeben ist, wenn der Genuss, Ovid in seiner ursprünglichen Gestalt, das heisst in lateinischer Sprache lesen zu können, nur mehr einer exklusiven Leserschaft vorbehalten ist. ■

Prof. Henriette Harich-Schwarzbauer ist Ordinaria für Lateinische Philologie an der Universität Basel.

# Aischylos' Orestie auf der Bühne

Anton Bierl

**Auf nahezu allen Bühnen weltweit werden heute griechische Tragödien gespielt: Antike Stoffe faszinieren immer wieder neu.**

In einer Zeit, in der das Altgriechische als Schulfach vom Aussterben bedroht ist und selbst an der Universität die Disziplin zunehmend einem Legitimierungsdruck ausgesetzt ist, erlebt die griechische Tragödie auf den Bühnen eine unglaubliche Blüte. Spätestens seit den 1990er-Jahren ist die Wiederaufführung des antiken attischen Theaters vom zentraleuropäischen zum globalen Phänomen geworden. Zweifelsohne üben die bekannten Mythen, die den Stoff der Tragödie bestimmen, eine grosse Faszination aus. Hier werden tiefe, den Menschen angehende Grunderfahrungen durchgespielt, sodass sich jedes Zeitalter darin selbst wiederzufinden versucht.

Zum Beispiel die *Orestie* des Aischylos: Sie gehört zu den einflussreichsten Texten, die jemals geschrieben wurden, und genießt eine herausragende Stellung in der Weltliteratur. Seit der ersten Aufführung 458 v. Chr. bis heute übt sie eine ungeheure Wirkung aus. Vornehmlich seit dem 19. Jahrhundert – der Epoche der Bemühungen, antike Tragödie auf der modernen Bühne wiederzubeleben – wurde die *Orestie* zu einem Schlüsseltext philosophischer und kultureller Reflexion, der eine grosse Bandbreite von Interpretationen auf sich vereinigt. Die Auseinandersetzung mit der sehr frühen und einzig erhaltenen Trilogie verstehen Regisseure einerseits als eine Art Rückkehr zu den Quellen des westlichen Theaters, womit man sich der Grundlagen des eigenen Schaffens vergewissert. Andererseits gelingt es, im jeweiligen sozialen Kontext des Publikums einen besonderen Aktualitätsbezug herzustellen.

In der noch relativ jungen modernen Aufführungsgeschichte

der griechischen Tragödie gelten einige Inszenierungen gerade der *Orestie* als Höhepunkte, die über enge Fachkreise hinaus historisch bedeutsam wurden: Hans Oberländer (1900), Max Reinhardt (1911/19), Dimitris Rondiris (1954), Vittorio Gassman/Pier Paolo Pasolini (1960), Luca Ronconi (1972), Peter Stein (1980), Karolos Koun (1980/82), Peter Hall (1981), Ariane Mnouchkine (1992/93) und Romeo Castellucci (1995), der damit den postdramatischen Inszenierungsstil in der griechischen Tragödie exemplarisch begründet.

**Ästhetisches Spektakel** Der sich über drei Tragödien (*Agamemnon*, *Choephoren*, *Eumeniden*) erstreckende Handlungsverlauf verfolgt einen längeren Prozess der Verstrickung und Lösung im Haus der Atriden, der im Zeitalter der Evolution zu einer kritischen Theoriebildung im Sinn eines politisch-kulturellen Fortschritts verleitet. Die *Orestie* wurde so zum Gründungsmythos des modernen Patriarchats, des autoritären Kaiserreichs, der NS-Diktatur, der modernen westlichen Demokratie mitsamt ihrer Rechtsstaatlichkeit, schliesslich sogar des marxistischen Staats. Erst mit den grossen kulturellen Umbrüchen am Ende der 1960er-Jahre wurde die bestätigende Lesart hinterfragt. Die Aussage wurde entweder ganz bewusst offengehalten oder sogar ins Anti-Affirmative verkehrt, worin sich die zunehmende Kritik am Status quo widerspiegelt.

Seit den späten 1990er-Jahren kann man von einer explosionsartigen Häufung von *Orestien* in den Spielplänen öffentlicher Theater sprechen. Was macht die Trilogie, nach Gilbert Murray «the greatest achievement of the human mind», heute so aktuell? Nach 1989 steht plötzlich der Krieg wieder als allgegenwärtige Realität auf der Tagesordnung. Gerade die politische Dimension der antiken Tragödie, die öffentliche Verhandlung von



**Bildintensive Gewaltorgie: Michael Thalheimers Orestie im Deutschen Theater Berlin von 2006, Szene aus den Choephoren mit Stefan Konarske als Orest und Constanze Becker als Klytaimnestra (Bild: © Freese/drama-berlin.de).**

Gewalt, Terror, Rache und Machtansprüchen wird in der *Orestie* besonders virulent. Der Terrorakt vom 11. September 2001 und seine Folgen, ein möglicher *clash of civilizations*, der Krieg gegen den Terror in Afghanistan und in Irak sind die modernen Folien, welche die Trilogie heute so wirkungsmächtig machen. Zudem dient der reine Materialwert von fremd gewordenen Texten, die zugleich unsere abendländische Tradition begründen und weiter bestimmen, heutigen Regisseuren als Feld ästhetischer Experimente. Das Prädramatische des Aischylos – die weniger nach dem Kriterium der Spannung entwickelte Handlung, die Dominanz des Chorischen und Rituellen sowie die wuchtige, poetisch-musikalische und bildhafte Sprache – findet zum Teil seinen Aufschluss im aktuellen postdramatischen Theater (Hans-Thies Lehmann) oder wird wenigstens darauf projiziert. Es wird als synästhetisches Spektakel

metonymisch sich im Raum bewegender, traumartiger Bilder inszeniert. Solches Theater entzieht sich einer synthetischen Aussage und versteht sich als pure Performance, die sich wie das Ritual durch mangelnde Hierarchisierung, Simultaneität, dichte Überfülle der Zeichen, Musikalisierung, Visualisierung, Multimedialität und Körperlichkeit auszeichnet.

**Agamemnon im Oval Office** 2004 bringt Stefan Pucher, angelehnt an solche postdramatische Konzepte, in Zürich eine Art *Oresteia* light auf die Bühne. Die Aktualisierung ist nicht auf die Tagespolitik beschränkt, die sich nicht mehr auf den 11. September oder den Irakkrieg reduzieren lässt. Man greift auf Peter Stein als Textvorlage zurück, weil man das Stück an das Publikum heranholen und in eine gegenwärtige Ästhetik und Vorstellungswelt übersetzen will. Zu Zeiten der berühmten Inszenierung Steins (1980) herrschte eine Stimmung von Betroffenheit und politischem Engagement, was sich im Theater mit intellektuellem Tiefgang, Pathos und moralischer Belehrung niederschlug.

Doch wie kann man heute die Geschichte plausibel neu erzählen? Pucher wählt angesichts des Verlusts des klassisch gebildeten Zuschauers den Weg, das Stück als postmoderne Leichtkost zu verkaufen. In unseren Köpfen assoziieren wir Amerika mit Macht, Grösse, Krieg und Hollywood'scher Familientragödie. Pucher verwendet die über das Fernsehen und die Printmedien verinnerlichten Mythen und Bilder, nicht von der aktuellen US-Wirklichkeit (nur Cassandra weissagt das Schicksal Osama bin Ladens), sondern von den Goldenen Sixties mit John F. Kennedy, Jackie, der Callas und Onassis. Zudem mischt er die Ästhetik von TV-Familiensagas wie *Denver Clan* und *Dynasty* dazu, in denen die Helden in für Europäer so strahlend weissen Gebissen auftreten. Argos ist also das versprochene Land Amerika.

Die Trilogie wird dann recht artig und geradezu leicht abgespult. *Agamemnon* spielt in einem ovalen Raum, dem Oval Office, in einem steilen Dach, die Choephoren auf dem Golfplatz eines Südstaats wie Texas oder Florida. Es gibt in grosser Menge die für das heutige Theater üblichen Einspielungen anderer Medien: Super-8-Filme von griechischen Familienferien, Videoclips, wodurch die Ermordung des Agamemnon in *soap reality* eingespielt wird und die furchterregenden Erinnyen Orest nur als Projektion erscheinen, sowie Unterermalung mit seichter Popmusik als Umsetzung der musikalischen Dimension der alten Tragödie. Zudem werden Fremdtex te von Elfriede Jelinek, Friedrich Nietzsche und René Pollesch eingelesen, während Steins Aischylos stark gekürzt gegeben wird.

Der Chor besteht im *Agamemnon* aus einem Spiesserehepaar, das wie *couch potatoes* vor dem Fernsehapparat seine Kommentare gibt. In den *Choephoren* stellt es ein amerikanisches Touristenpaar dar, das die nach B-Movie-Trash aufbereiteten Geschehnisse distanziert und nur bedingt neugierig verfolgt. Auch der Mord des Orest an seiner Mama ist nur Pulp Fiction. Die Furien erscheinen nach der psychischen Obsession schliesslich als E-Gitarre spielende Hard-Rock-Punkfrauen vor Gericht, die von Apollon und Athene mit ökonomischen Argumenten über den Tisch gezogen werden. Der Konflikt wird

zur ätiologischen und zugleich ganz aktuellen Krise des Kapitalismus reduziert. In zynisch-kritischer Lesart gegen Amerika wird die Botschaft vermittelt: Alte Götter, neue Götter, wen interessiert das noch? «In Gods We Trust» steht in dicken Lettern über dem Pult der Richterin Athene geschrieben. Wir sind gut und schön und gehen für unseren coolen *way of life* notfalls selbst über Leichen. Die Hauptsache: Wir leben glücklich in unserer scheinheiligen Konsumwelt.

**A Never Ending Story** Die theatrale Rezeptionskette reisst nicht ab. Längst lässt sich das Phänomen nicht mehr überblicken. Hier nur noch einige Schlaglichter: Kurz nach der Zürcher Inszenierung kommt die Trilogie unter der Regie von Tom Kühnel ins Basler Schauspielhaus (2004), wo ethnologische Masken und Puppen eingesetzt werden. In eindrucksvoller Weise überträgt man Tanz, Chor und Wahnsinn, wobei das Ganze einer Freud'schen Lesart unterzogen wird. Gerade konnte man die *Orestie* schon wieder in Basel verfolgen, diesmal im Goetheanum unter der Regie von Jobst Langhans (2007). In Berlin macht Michael Thalheimers Bluttausch-Konzept-Orestie (2006) Furore. Mit Steins Text spielt man verkrampft gegen sein textzentriertes Demokratietiftungsspiel von 1980 an: Das vehemente Chorgeschrei der einst optimistischen Formel «Tun – Leiden – Lernen» wird angesichts der bildintensiven Gewaltorgie zum frommen Wunsch.

Die schwer bedrängte Cassandra malt sich in der Politiklamauk-Orestie von Andreas Kriegenburgs (2002) kurz aus, wie sie vor ihrer Rolle flieht, sich einwühlt in die Mutter Erde und sich dann durch den Globus gräbt. Aber wohin sie auch kommt, spielt man die *Orestie*. Das ist nicht nur ein Verweis auf die Gültigkeit eines Texts in einer Welt, in der überall Krieg und Machtkämpfe toben. Man kann es auch ganz wörtlich verstehen: Welches Land unserer so klein gewordenen Welt wir auch immer besuchen, es wird dort gerade höchstwahrscheinlich diese Trilogie aufgeführt. ■

Prof. Anton Bierl ist Ordinarius für Griechische Philologie an der Universität Basel.

# Die Konstruktion des Spartacus

Thomas Späth und Margrit Tröhler

**Der Sklavenführer Spartacus war in der Antike gar kein Held. Zu einer historischen Figur wurde er erst im 18. und 19. Jahrhundert. Und dann kam das Kino.**

Was evoziert der Name Spartacus? Den einen kommt er als Anführer des römischen Sklavenaufstands von 73 bis 71 v. Chr. in den Sinn, andere werden an die historischen Romane von Lewis Grassic Gibbon, Arthur Köstler oder Howard Fast erinnert, manche denken an die deutsche Revolution von 1918 und Musikinteressierte an Aram Chatschaturjans Musik zum Ballett *Spartak*. Doch entstehen nicht bei den meisten zu allererst Bilder vor dem inneren Auge? Spartacus, das ist der Schauspieler Kirk Douglas mit entschlossenem Blick aus stahlblauen Augen, einem eckigen Kinn mit Grübchen unter klassisch-gerader Nase, einem muskulösen Oberkörper und prallen Schenkeln.

Wenn sich das Bild eines Schauspielers über eine historische Person legt, treffen wir auf eine Problematik, die der Cinéast und Filmtheoretiker Jean-Louis Comolli mit «le corps en trop» treffend beschrieben hat. Danach ist in der historischen Filmfigur immer ein Körper zu viel im Spiel: Der Schauspieler macht sich das Imaginäre der historischen Figur verfügbar und aktualisiert sie, doch zugleich existiert in den Köpfen des Publikums das kulturell tradierte Vorstellungsbild der historischen Person. Diesen *historischen Körper* verdoppelt nach Comolli der Körper des Schauspielers und tritt mit ihm in Konkurrenz.

**Karriere eines Sklaven** Doch Spartacus besass kaum je einen *historischen Körper* in diesem Sinn. Im 20. Jahrhundert verwiesen Name und Vorstellungen von Spartacus nicht auf einen antiken, sondern auf einen neuzeitlichen Helden, der sich seit dem 18. Jahrhundert herausgebildet hatte. Ein Sklave konnte überhaupt erst in der Neuzeit zu einem Helden werden.

Helden der römischen Kultur waren exemplarische «grosse Männer», die die dominierenden gesellschaftlichen Normen verkörperten. Ihre «kleinen Geschichten» (*exempla*) gehörten zum sozialen Gedächtnis, das diese Normen fixierte und tradierte. Sie waren Grundlage und Inhalt des *mos maiorum*, worin die römische Kultur ihre kulturellen und gesellschaftlichen Werte fasste. Sklaven konnten nicht «grosse Männer» und damit nicht «Helden» sein.

Hervorgehoben wird Spartacus in der Antike nur in Plutarchs Biographie des römischen Feldherrn M. Licinius Crassus, zu dem Spartacus gleichsam als Kontrastfigur steht. Als historische Figur findet der Sklavenführer nach dem 5. Jahrhundert n. Chr. während rund 1300 Jahren keine oder nur sehr beiläufige Erwähnung. Der Held entsteht in der Mitte des 18. Jahrhunderts: Seither bildet sich ein heroischer Spartacus heraus, dessen Heldentum sich in drei Bedeutungsfeldern äussert.

Spartacus wird zunächst in der Aufklärung zum heroischen Kämpfer für das allgemeine Menschenrecht auf *individuelle Freiheit*, und in diesem Zusammenhang nennen ihn etwa Voltaire oder Diderot. Grundlegend und bis ins 20. Jahrhundert wirksam war aber die 1760 erschienene französische Tragödie *Spartacus* von Bernard-Joseph Saurin. Spartacus ist hier der Sohn des Germanenführers Ariovist und wird, nachdem sein Vater von den Römern getötet worden ist, mit seiner Mutter entführt. Die Tragödie um Liebe und Verrat schafft einen Helden, der für das Naturrecht auf Freiheit, für Gleichheit vor dem Gesetz und gegen unterdrückende Tyrannei kämpft – fast zwanzig Jahre vor der Französischen Revolution. Nach Saurin folgen mindestens ein Dutzend weitere Bearbeitungen des Stoffs, unter anderem in Projekten von Lessing oder Grillparzer.

Im 19. Jahrhundert erhält der Sklavenführer eine zweite Bedeutung: Schon in den Skizzen Grillparzers erschien er als Vorkämpfer für *nationale Selbstbestimmung*, und im Vormärz schafften deutsche (heute weitgehend vergessene) Autoren einen Spartacus, der seine Mitbürger zur Revolution für die nationale Einheit aufruft. Dieses Spartacus-Bild verbreitet sich auch jenseits des Atlantiks: Mit dem Drama *The Gladiator* gewinnt Robert Montgomery Bird 1831 einen Wettbewerb, den der Schauspieler Edwin Forrest jährlich ausschreibt für eine «five-act American tragedy», deren Protagonist «an original of this country» sein muss. Forrest soll zwischen 1831 und 1854 rund tausend Mal in der Hauptrolle dieses Stücks aufgetreten sein, dessen Gladiatoren den römischen Imperialismus in einer Weise bekämpfen, die deutlich an den Unabhängigkeitskrieg der amerikanischen Kolonisten gegen die britische Herrschaft erinnert. Anders wiederum verfährt der italienische Autor Raffaello Giovagnoli, der in den 1860er-Jahren als Freiwilliger in Garibaldi's Truppen kämpfte: In seinem populären historischen Roman *Spartaco* (1874) assoziiert er die Römer mit dem Kirchenstaat und den diesen unterstützenden Mächten Frankreich und Österreich; Spartacus stirbt auf dem Schlachtfeld. Spartacus wird schliesslich zum *sozialrevolutionären Helden* des sozialistischen Befreiungskampfs. Eher marginale Bemerkungen von Karl Marx öffnen den Weg zur ausserordentlichen Karriere dieser Figur in der historisch-materialistischen Geschichtsschreibung. Als ihm Tochter Jenny einen im viktorianischen England beliebten Fragebogen vorlegte, füllte er die Rubrik «Dein Held» mit «Spartacus, Keppler» aus. Eine zweite Bemerkung von Marx ist in einem Brief von 1861 überliefert, in dem Spartacus als «ein grosser General (nicht ein Garibaldi), ein vornehmer Charakter, ein wirklicher Repräsentant des antiken Proletariats» beschrieben wird. Mehr zur Verbreitung des Namens beigetragen hat sicher der Spartakusbund um Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, aus dem 1919 die KPD entstand. Danach kam Spartacus in der sozialistischen Geschichtsschreibung zu grosser Prominenz.

**Ehemann mit Muskeln** Diese drei Bedeutungsfelder sind nun allerdings nicht das ganze Bild der «Körperfiktion» des Spartacus. Quer durch diese Ausgestaltungen des Helden verlaufen zwei Bedeutungsstränge, die als «dramaturgische Konstanten» bezeichnet werden könnten: Spartacus ist einerseits ein häuslicher Ehemann und Vater – schon im Theaterstück von Saurin wird er in familiäre und Liebesnetze eingebunden –, und er zeigt andererseits auch männliche Muskelpakete.

**Populäre Ikonographie des Kampfs der Gladiatoren: Szene aus Stanley Kubricks Monumentalfilm Spartacus (USA 1960) mit Woody Strode als Draba (links) und Kirk Douglas als Spartacus (Bild: Keystone/KPA).**



Eine nachhaltige Prägung dieser «Körperfiktion Spartacus» entsteht nun nicht in Texten und Theateraufführungen – es sind vor allem Filme, welche die Ikonographie schaffen. Im ersten italienischen Spartacus-Film *Spartaco, il gladiatore della Tracia* von Giovanni Enrico Vidali (1913) spielt ein Schauspieler die Hauptrolle, der seine Karriere als «forzuto» in Variétés mit der Darstellung von *tableaux vivants* begonnen hatte. Eine Kritik lobt in höchsten Tönen «die plastische Schönheit seiner Gestalt, die Attraktivität und gleichzeitige Agilität und Kraft seines perfekten Körpers, den quirligen und durchdringenden Blick». Der Film führt – anders als noch bei Giovagnoli – auf ein Happy End hin: Die Sklavenarmee siegt, Spartacus wird Römer, Oberbefehlshaber und letztlich Einiger der zerstrittenen Fraktionen. Er erobert Rom in der friedlichen Form der Vereinigung mit Naronia, der Tochter des Gegenspielers Crassus, und stellt damit die Einigung dem Konflikt entgegen.

1952 kommt *Spartaco* von Riccardo Freda in die Kinos, der zwar sehr wohl Männerkörper ins Zentrum rückt, jedoch wieder hinter den triumphalen Anachronismus von Vidali zurückgeht und den Helden am Ende sterben lässt. In seiner Aktualisierung der «Körperfiktion Spartacus» tritt dieser Film in eine spannungsreiche Beziehung zu den Bedeutungen, die Literatur, Theater und die früheren Antikefilme, besonders der *Spartaco* von Vidali, geschaffen haben. Darauf beziehen sich wiederum der Produzent und Hauptdarsteller Kirk Douglas, der Drehbuchautor Dalton Trumbo und der junge Regisseur Stanley Kubrick im wohl bekanntesten Spartacusfilm von 1960. Wenig später entstehen drei weitere, im fiktional-fantastischen Bereich angesiedelte, Filme über den Sklavenrebell: *Il figlio di Spartaco* von Sergio Corbucci (Italien 1963), *Spartaco e i dieci gladiatori* (Gli invincibili dieci Gladiatori) von Nick Nostro (italienisch-spanisch-französische Koproduktion, 1964) und *La vendetta di Spartacus* von Michele Lupio (Italien 1965).

**Modellierbare Figur** In diesem «Nachleben» des Spartacus zeigt sich die Komplexität und Modulierbarkeit des Helden von den Anfängen des Kinos bis heute: Er ist ein historisch-fiktionales Konglomerat und erweist sich als äusserst wandelbarer Körper-

held, in dem sich das Historische mit dem Zeitgenössischen immer wieder neu verbindet. Die politischen, moralischen, ökonomischen, sozial- und kinogeschichtlichen Anliegen der verschiedenen Aktualisierungen lagern sich ab und kumulieren sich.

Grundsätzlich muss für den Antikefilm das Konzept des «corps en trop» von Comolli umformuliert werden, da die Körperfiktion antiker Figuren im Allgemeinen und des Spartacus im Besonderen kaum auf einer vorgängigen Ikonographie aufbauen kann. Auch das historische Wissen führt nicht zu einer wirklich konkreten Vorstellung, die dem Schauspieler bei seiner Verkörperung der Figur in die Quere kommen könnte. Die Figur evoziert den symbolischen Körper als mehrheitlich formbare Hülle: Antike Figuren besitzen kaum ein populär tradiertes Körperbild. Dieses entsteht weitgehend in den filmischen Aktualisierungen durch SchauspielerInnen, deren mediale Körperlichkeit sich in den Vordergrund schiebt.

Dies bedeutet auch, dass die Antike im populären Imaginären weitgehend als ein fiktionales Konstrukt existiert, dem zwar ein referenzialisierendes Gewicht zukommt, das dem Stoff und den historischen Figuren einen Hauch von Authentizität verleiht. Antike ist für diese Filme aber vor allem *Mythos* im Sinn der griechischen Tragödie: Rohmaterial, das zur beinahe beliebigen Ausformung und Anpassung zur Verfügung steht. Der historische Körper antiker Figuren wird in den Filmen erst geschaffen, wobei sich diese aufeinander beziehen und gerade auch das frühe Kino an die populäre Ikonographie von (Muskel-)Körpern im 19. Jahrhundert anknüpft. Das Kino schmückt sich seit seinen Anfängen mit dem kulturellen, bürgerlichen Wert antiker Stoffe und im Fall von Spartacus mit den Aspekten ihrer wandelbaren Vereinnahmung seit der Aufklärung. Die Bedeutungsvielfalt einer antiken Figur entsteht somit durch die Zeit hindurch und vor allem zwischen den Filmen in der Kumulation der Aspekte, im Konglomerat der Facetten, die den symbolischen Körper immer wieder transformieren. ■

PD Dr. Thomas Späth leitet die Masterstudiengänge *Kulturwissenschaft der Antike* und *Trinationaler Master in Altertumswissenschaften* an der Universität Basel, und er ist Professeur associé d'histoire romaine an der Université Marc Bloch in Strasbourg. Prof. Margrit Tröhler ist Professorin für Filmwissenschaft an der Universität Zürich.

# Ein Althistoriker als Zeitgenosse

Jürgen von Ungern-Sternberg

## Haben Geschichtskennntnisse für die Gegenwart einen Nutzen? Wie verhält sich dies bei professionellen Historikern?

Ein Cicero konnte die Geschichte als «Lehrmeisterin des Lebens» (*historia magistra vitae*) rühmen, und viele Jahrhunderte haben es ihm nachgesprochen. Dann aber begann um 1800 der Historismus mit der Entdeckung, dass jede Epoche ihre eigenen Voraussetzungen und Strukturen hat, weshalb sich Lehren aus anderen Zeiten nicht einfach übertragen lassen. Jacob Burckhardt zog in seiner Vorlesung «Über das Studium der Geschichte» (dereinst «Weltgeschichtliche Betrachtungen» genannt) daraus die Konsequenz, der *Maxime Historia magistra vitae* «einen höhern und zugleich bescheidnern Sinn» zu geben: «Wir wollen durch Erfahrung nicht so wohl klug (für ein andermal), als vielmehr weise (für immer) werden.» Demzufolge liefert uns die Geschichte also nicht Musterbeispiele für ein Verhalten im gegebenen Einzelfall, sie kann uns jedoch eine allgemeine Kenntnis der *möglichen* Wechselfälle des Lebens aus eigener wie eben auch aus fremder Erfahrung vermitteln.

**«Krieg der Geister»** Nun kann und will aber ein Historiker nicht nur in abgeklärter Schau die Zeiten überblicken, da er in seiner Gegenwart lebt und sich immer wieder entscheiden muss. Die Frage bleibt: Können ihm dabei seine Geschichtskennntnisse helfen? Blicken wir dafür in die Geschichte zurück, in diesem Fall in den Ersten Weltkrieg, der wie kaum ein anderer auch ein «Krieg der Geister» gewesen ist, und betrachten einen Althistoriker als Zeitgenossen.

Eduard Meyer (1855–1930) war Professor für Alte Geschichte an der Universität Berlin, der damals führenden deutschen Universität, und renommiert durch seine mehrbändige «Geschich-

te des Altertums», der einzigen, die jemals vom frühesten Alten Orient an von einem Einzelnen in sicherem Besitz aller dafür notwendigen Sprachen verfasst worden ist. Der Ausbruch des Kriegs versetzte ihn, wie viele seiner Kollegen in den kriegführenden Ländern, in fieberhafte Tätigkeit, um die Gerechtigkeit der eigenen Sache dem neutralen Ausland darzulegen.

Eben dies wollte auch eine Gruppe von Literaten und Professoren in Berlin, die im September 1914 ein Manifest «An die Kulturwelt!» entwarfen. Darin wurde mit einem sechsmaligen «Es ist nicht wahr» jede deutsche Schuld am Krieg, vor allem aber die Verletzung der Neutralität Belgiens und Übergriffe deutscher Truppen pauschal in Abrede gestellt. Herausragende Künstler und Gelehrte von Max Liebermann bis Wilhelm Röntgen, von Gerhart Hauptmann bis Max Planck wurden zur Unterschrift aufgefordert, unter ihnen auch Meyer.

**Trotz Bedenken unterschrieben** Der Meister historischer Quellenkritik machte einem Mitverfasser des Aufrufs sogleich brieflich dessen Problematik klar: «Dass er gerade viel helfen wird, kann ich nicht glauben; denn wir versichern darin Dinge, über die *wir* garnichts wissen und aussagen können, ausser dass *wir* unseren Behörden etc. glauben, ... das kann kühle Beurtheiler nicht überzeugen.» Es sei die Pflicht der amtlichen Stellen, zu informieren und Dokumente zu veröffentlichen, aber diese erfüllten sie nicht. Abschliessend unterstreicht Meyer nochmals: «Es ist sehr naiv, wenn man dafür uns, die wir darüber gar nichts sagen können, eintreten lassen will.» Und doch hat Meyer unterschrieben. Der Patriotismus siegte über die professionellen Bedenken des Historikers und so beteiligte er sich an einem Manifest, das wie kein zweites die Beziehungen zu den ausländischen Intellektuellen belastet hat.

Ein Jahr später aber befand er sich in einem ähnlichen Dilemma. Bei der lebhaften Kriegszieldebatte deutscher Gelehrter entschied sich Meyer für die radikale Seite, die Annexionen in Frankreich und im Osten sowie einen belgischen Vasallenstaat forderte. Wohl war dem Althistoriker dabei jedoch nicht, da er stets den Weg des antiken Rom nach Sizilien, erst recht nach Übersee, als ein imperialistisches Überschreiten der nationalen Grenzen betrachtet hatte, das letztlich den Niedergang der Alten Welt eingeleitet habe. Einem jungen Historiker an der Front schrieb er 1918: «Zugleich werden wir dadurch nur noch viel mehr auf die Wege Roms gedrängt: wir sind jetzt überall dabei, eine Masse von Vasallenstaaten zu schaffen, die nur durch uns eine gesicherte Existenz haben, und werden so in die Welthandel nur noch immer mehr hineingezogen.» Aber das seien eben Notwendigkeiten, denen man sich nicht entziehen könne.

Erneut also handelte der Zeitgenosse gegen die professionellen Bedenken des Gelehrten. Was folgt aus diesem Verhalten Meyers? Zunächst wenig Ermutigendes, da er doch zweimal in entscheidenden Momenten seine aus der Geschichte gewonnenen Einsichten beiseite geschoben hat, sie ihm eben nicht *magistra vitae* gewesen ist. Erweist damit nicht gerade der grosse Historiker Geschichtsforschung als sinnlos?

**Langfristige Perspektiven** Offensichtlich wäre das eine voreilige Folgerung. Handeln wider bessere Einsicht ist leider unter Menschen weit verbreitet, aus Schwäche, Eigennutz oder auch, wie bei Meyer, im Namen einer angeblich höheren Notwendigkeit. Die Einsicht wird damit aber in keinem Falle diskreditiert. Für uns wird der Historiker Meyer selber zum geschichtlichen Exempel, das uns warnen kann, den Leidenschaften des Tages allzu schnell trotz aller entgegenstehenden Überlegungen nachzugeben. Wie er sich 1914 in den «Krieg der Geister» stürzte und die Internationale der Gelehrten auf sagte, so haben sich etwa 1992/93 kroatische und serbische Kollegen erbittert befehdet, die noch kurz zuvor freundschaftlich zusammengearbeitet hatten. Und über die Problematik künstlich geschaffener Vasallenstaaten hat nicht nur *eine* Weltmacht derzeit allen Anlass nachzudenken.

Meyer besass fraglos den Blick grosser Historiker für langfristige historische Perspektiven – schon 1902 hat er etwa den Eintritt der USA und Japans in das Weltstaatensystem klar gewürdigt. Er hätte also die Chance gehabt, sich einem Alexis de Tocqueville anzureihen, der Mitte des 19. Jahrhunderts die Führungsrolle der USA und Russlands allein wegen ihres überlegenen Potenzials vorhergesagt hatte. Oder einem Jacob Burckhardt, der hinter den sozialen Veränderungen und Unruhen seiner Zeit bereits die katastrophalen Auseinandersetzungen des 20. Jahrhunderts heraufdämmern sah. Die Erschütterung des Weltkriegs raubte ihm wie den Allermeisten den dazu nötigen Abstand zum Tagesgeschehen.

Nicht anders sollte es danach seinem französischen Kollegen Jacques Bainville (1879–1936) gehen. 1920 griff er in Reaktion auf John Maynard Keynes «The economic consequences of the peace» mit seinem Buch «Les conséquences politiques de la paix» in die Auseinandersetzungen um den Friedensvertrag von Versailles ein. Wie Toqueville und Meyer erkannte er allein vom Potenzial her die Vergeblichkeit der französischen Bemühungen, das Deutsche Reich auf Dauer niederzuhalten und zwischen ihm und der Sowjetunion in Mittel- und Osteuropa einen *cordon sanitaire* kleinerer Staaten unter der Ägide Frankreichs zu errichten. Dieser werde von den beiden Mächten unter sich aufgeteilt werden, sobald sie wieder erstarbt seien – eine klare Vorausschau auf 1938/39 bis hin zum Abkommen zwischen Hitler und Stalin. Und doch fand Bainville aus den Schützengräben nicht heraus und versagte sich jeden Gedanken an eine deutsch-französische Aussöhnung als die einzig mögliche Alternative für eine gesicherte Zukunft Frankreichs.

Es zeigt sich: Die Geschichtswissenschaft hat allen Anlass, auch sich selbst zum Gegenstand ihrer wissenschaftsgeschichtlichen Betrachtung zu machen und sich gerade am Beispiel bedeutender Historiker auf deren Verantwortung als Zeitgenossen zu besinnen. Dies in der Hoffnung, vielleicht doch einmal «klüger für ein andermal» zu werden. ■

Prof. Jürgen von Ungern-Sternberg ist Ordinarius für Alte Geschichte an der Universität Basel. Von ihm und seinem Bruder Wolfgang erschien das Buch «Der Aufruf ‚An die Kulturwelt!‘. Das Manifest der 93 und die Anfänge der Kriegspropaganda im Ersten Weltkrieg» (Stuttgart 1996).



**Prof. Manfred Max Bergman** (\*1964) studierte an der University of California und der Universität Genf. Nach der Promotion an der Cambridge University war er Lecturer an deren Faculty of Social and Political Sciences, Forschungsdirektor am Schweizerischen Informations- und Datenarchivdienst für die Sozialwissenschaften und nahm zusätzlich Lehr- und Forschungsaufträge an verschiedenen Universitäten in Europa wahr. Seit 2005 ist er Ordinarius für Soziologie an der Universität Basel.

## Armut und Ausschluss im Blick behalten

Armut und soziale Ungleichheit nehmen heute nicht nur in den Sozialwissenschaften, sondern auch in Politik und Gesellschaft eine besondere Stellung ein. Einerseits besetzen diese Themen die Schlagzeilen und beschäftigen Forschende und politische Parteien. Andererseits lässt sich auch eine gewisse Ermüdung feststellen. Woher kommen die Kritik und das abnehmende Interesse in den Sozialwissenschaften, obwohl soziale Strukturen zentral für ihre Interessen und die Gesellschaft selbst sind?

Systematische Studien über soziale Dynamiken einer Gesellschaft sind relativ teuer und erfordern politisch unabhängige Institutionen wie Bundesämter und Universitäten. Umfragen wie das Schweizerische Haushaltspanel und die Volkszählung sind Beispiele hoch entwickelter Instrumente, mit denen sich sozialer und ökonomischer Wandel langfristig untersuchen und dokumentieren lässt. Wenn Budgetkürzungen und dominante politische Interessen öffentliche Institutionen zwingen, sich finanziell und politisch anzupassen, verschwindet die Möglichkeit einer systematischen und relativ unabhängigen (oder zumindest alternativen) Berichterstattung sozialer Ungleichheit. In einer Gesellschaft, die vom Glauben an individuelle Freiheit, liberale Marktwirtschaft und adäquate Repräsentation durch direkte Demokratie geprägt ist, sind Individualität und der Fokus auf das Selbst dominante Werte. Diese gehen Hand in Hand mit der Vorstellung individueller Verantwortung für die eigene Situation, ungeachtet des Hintergrunds der Einzelnen. So sind Menschen in einer Gesellschaft wie der Schweiz oft davon überzeugt, dass ihre Stellung, ihr Handeln und ihr Schicksal ganz und gar in ihren eigenen Händen liegen: «Man ist, was man kann und leistet.» Ungleichheit wird als notwendiges Nebenprodukt von unterschiedlichem Können, Leistung und Anerkennung angesehen. Diese Vorstellung wird vor allem von jenen verteidigt, die einen überproportionalen Anteil an sozialem, ökonomischem und besonders politischem Einfluss in der Gesellschaft haben. Allerdings können auch Individuen mit wenig Einfluss diese Einstellung unterstützen, vor allem dann, wenn sie sich mit jenen vergleichen, die in einer noch schlechteren Position sind (etwa Langzeitarbeitslosen oder Asylsuchenden). So könnte man vermuten, dass Armut und sozialer Ausschluss eine wichtige stabilisierende und rechtfertigende Funktion in den Verteilungsprinzipien in modernen Gesellschaften haben. Zweitens fokussiert sich Aufmerksamkeit eher auf das Ungewöhnliche als auf das Gewöhnliche. Oft unterstützt durch die Medien, interessieren sich Menschen für das Spezielle, wie etwa für den Sozialhilfebe-

zöger, der auf Mallorca eine Wohnung hat, den afrikanischen Fussballmillionär oder die einst angesehene Adelige, die im Elend stirbt. Indem sich auch der gesellschaftskritische und sozialwissenschaftliche Blick auf das Ungewöhnliche oder Regelwidrige richtet, nehmen viele die täglich real existierende Ungleichheit nicht wahr. Wirtschaftliche Bedenken bei der Ausarbeitung sozialpolitischer Massnahmen, verbunden mit der Liberalisierung und Internationalisierung von Märkten, kreieren zum Dritten Dynamiken mit vielseitigen Konsequenzen. Eine Regierung, welche die Marktliberalisierung favorisieren und gleichzeitig teure sozialstaatliche Unterstützung vermeiden würde, wäre an einer systematischen Berichterstattung über den Zustand der Gesamtbevölkerung wenig interessiert – schon eher an der Leistungsfähigkeit einiger Mitglieder, die man in den globalen Wettbewerb schicken kann. Dagegen würde sie den Anpassungsdruck durch globale Märkte betonen, den Individualismus und den Mythos der Leistungsgesellschaft hervorheben sowie Sozialleistungen kürzen und leistungsabhängig gestalten. Auch würde eine solche Regierung die Unterstützung von Institutionen reduzieren, die soziale, politische und ökonomische Ungleichheit erforschen. In der Schweiz werden Mittel für Institutionen gekürzt oder es wird von ihnen eine politisch-ökonomische Anpassung verlangt. Aber was würde mit einer Gesellschaft geschehen, welche die Möglichkeit verliert, den Wandel sozialer Ungleichheit zu beobachten? Im besseren Fall schlingert sie wie ein Schiff ohne Ruder, im schlimmeren wird sie durch Interessengruppen gesteuert, und ihre Opfer werden für ihre Situation selbst verantwortlich gemacht. Soziale Probleme blieben unentdeckt, während die Ungerechtigkeit zum Vorteil von Wenigen ansteigen würde.

Nur weil es unmöglich ist, Armut und gesellschaftlichen Ausschluss objektiv zu definieren, heisst das nicht, dass diese «Konstrukte» nicht reale Auswirkungen haben. Nur weil viele andere schlechter dran sind als fast alle Mitglieder moderner Gesellschaften und nur weil es immer Arme und sozial Ausgeschlossene geben wird, erlaubt uns das nicht, über diese Probleme hinwegzusehen. Denn unser Vorteil und unsere Stabilität als Individuen und Gesellschaft sind direkt oder indirekt mit Nachteilen anderer verbunden. Mangelnde Aufmerksamkeit kann unser Wohlergehen und unsere soziale Sicherheit gefährden. Ungleichheit in der Schweiz ist eine globale und eine lokale Angelegenheit, sie geht alle etwas an – nicht nur aus ethischen Gründen. Heute haben die 500 reichsten Individuen dieser Erde dasselbe Einkommen wie die 416 Millionen ärmsten. Heute sterben 30'000 Kinder an den Folgen von Hunger. Heute sah ich im Zentrum von Basel eine obdachlose Frau im Abfall wühlen.

Der letzte Teil dieser Serie behandelt die soziopolitischen Auswirkungen des abnehmenden Interesses an Ungleichheit als politischem und sozialwissenschaftlichem Thema. Die ersten beiden Folgen beschäftigten sich mit der Verortung und Signifikanz des Begriffs wie auch mit den Arten von Ungleichheitsstrukturen. Die dritte fragte nach den Beziehungen zu Konsummustern und Lebensstilen, die vierte fokussierte die systematische und reziproke Natur von Ungleichheitsdynamiken. Für die sprachliche Bearbeitung der Kolumnen bedankt sich der Autor bei Claudia Heinzmann, Johannes Gruber und Christoph Dieffenbacher.

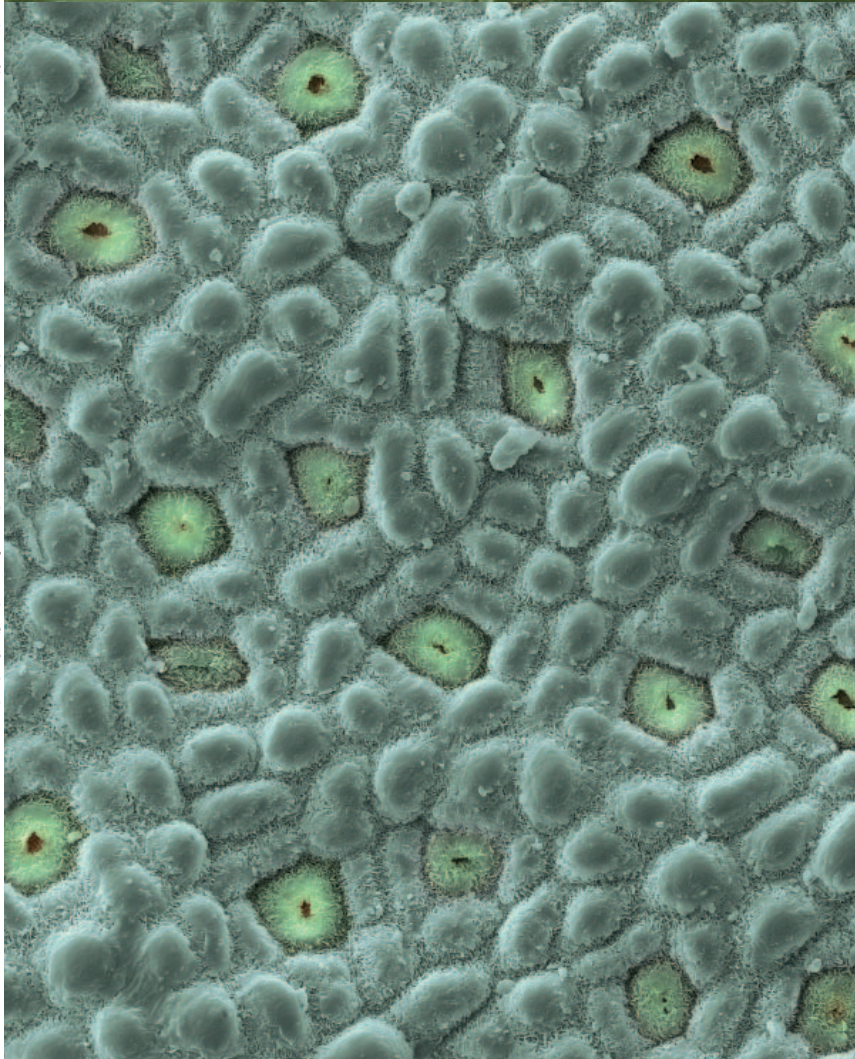
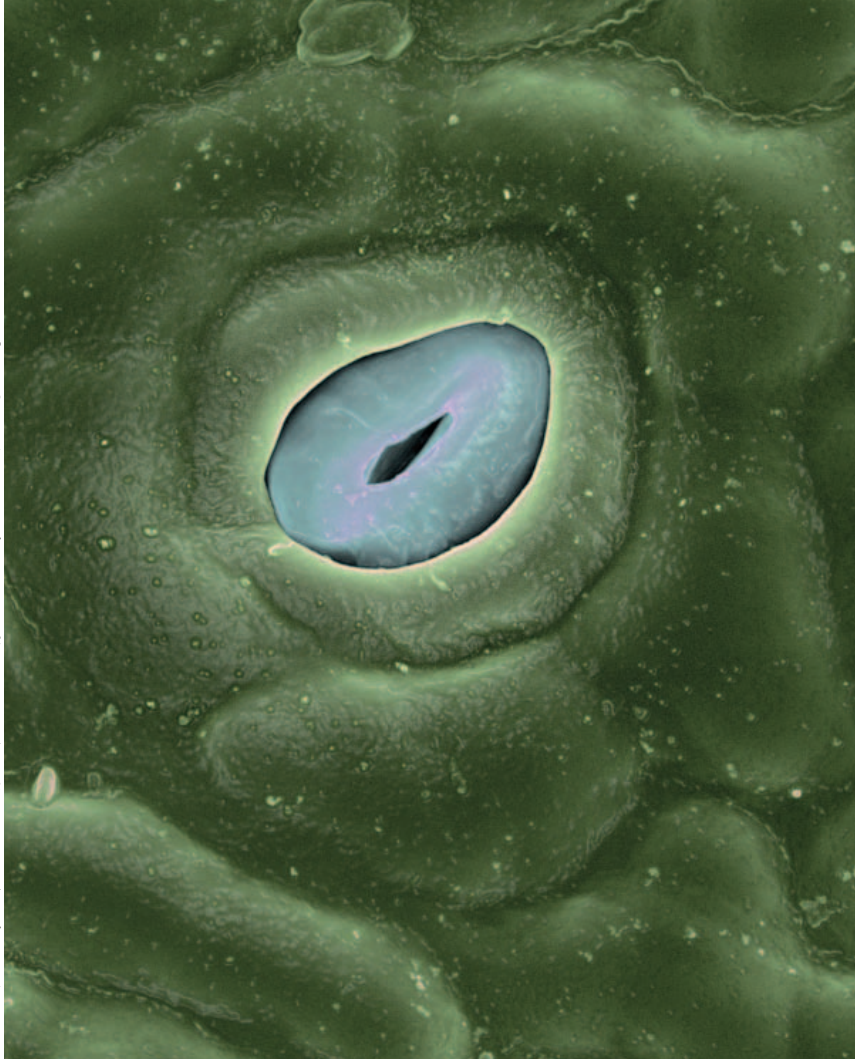
# Pflanzen und Hitze

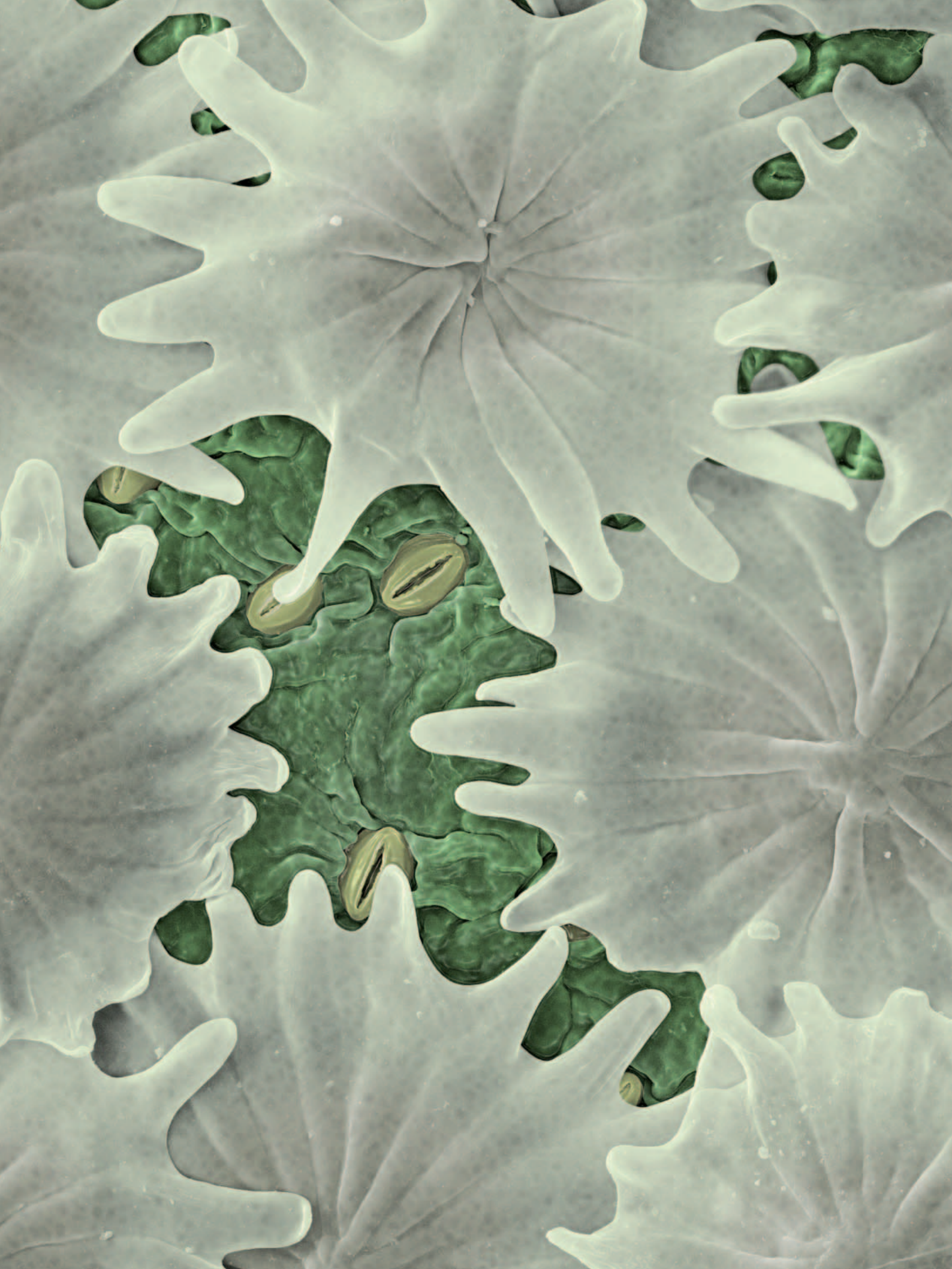
**Pflanzen sind über eine wachshaltige Epidermis vor dem Austrocknen geschützt. Trockenresistente Pflanzen mussten jedoch zusätzliche Strategien entwickeln, um den lebensfeindlichen Bedingungen zu trotzen.**

Der lebensnotwendige Gasaustausch bei Pflanzen erfolgt über spezielle Poren, die so genannten Stomata (von griech. *stoma*, Mund). Parallel zum Gasaustausch findet dort gleichzeitig die Verdunstung statt. Dabei wird ein Sog erzeugt, wodurch Wasser von den Wurzeln bis in die Blätter transportiert wird. Um die Stomata herum liegen zwei Schliesszellen. Damit kann die Pflanze ihre Poren je nach Bedarf öffnen oder schliessen.

Immergrüne Olivenbäume prägen die Landschaft des ariden Mittelmeerraums. Sie wachsen zwar langsam, werden dafür aber aussergewöhnlich alt: Die ältesten Exemplare werden auf 1700 bis 2000 Jahre geschätzt. Ihre charakteristische, silbrig-weisse Blattunterseite ist ganzflächig mit mikroskopisch kleinen «Sonnenschirmchen» bedeckt, den Trichomen. Diese beschatten die Stomata und lindern damit die Hitze im Innern des Blatts. Zudem schützen sie vor zu viel Photonen, UV-B-Strahlung, Wind und Verstopfung der Poren durch Salzkristalle. Trichome können sogar einen Teil des Wassers, das während der Transpiration durch die Poren verlorengeht, sofort wieder absorbieren. Dadurch wird der Wasserverlust verringert, was die Wahrscheinlichkeit, eine Dürreperiode zu überleben, erheblich verbessert – meist mit Erfolg. ■

**Jede Pflanzenart verfügt über spezielle Anpassungen an ihren bevorzugten Lebensraum: Stechpalmen (*Ilex aquifolium*, oben links) schützen sich mit sklerophyllen («harten») Blättern und Dornen vor Fressfeinden. Olivenbäume (*Olea europaea*) hingegen trotzen dem heissen und trockenen Klima Südeuropas mit Hilfe ihrer «sonnenschirmartigen» Schuppenhaare (rechts). Parallel dazu bewahren die Eukalyptusbäume (*Eucalyptus sp.*, unten links) ihre Blätter mittels einer dicken Wachsschicht vor zu starker Strahlung (Text und kolorierte Rasterelektronen-Mikroskopiebilder: Dr. Martin Oeggerli, Institut für Pathologie und [www.micronaut.ch](http://www.micronaut.ch)).**





# Von Bakterien fasziniert

Christoph Dieffenbacher

**Urs Jenals grosse Leidenschaft sind die Bakterien, jene vielseitigen Kleinstorganismen, die die ganze Welt bevölkern. Am Biozentrum ist er einem Mechanismus auf der Spur, dessen genauere Kenntnis mithelfen könnte, neuartige Antibiotika zu entwickeln.**

Die stäbchenförmigen Zellen hängen in Gruppen aneinander, bilden eine dicht gewobene Oberfläche und vermehren sich rasch: An der Wand des kleinen Büros im Biozentrum sind Mikroskopiebilder aufgehängt, die einen so genannten bakteriellen Biofilm zeigen. Dieser wird von Milliarden von Bakterien gebildet, die aneinander kleben, miteinander kommunizieren und so Feinden hartnäckigen Widerstand leisten. Eine faszinierende Welt für den Forscher, der über sie immer noch staunen kann – kleine Organismen, die fürs Auge unsichtbar sind und doch überall vorkommen. Bakterien haben einen schlechten Ruf, gelten als gefährlich und krankmachend, und doch sind die meisten davon ausgesprochen nützlich. «Hätten Sie gewusst», fragt der Professor den Besucher, «dass Sie in und auf Ihrem Körper zehnmal mehr Bakterien als menschliche Körperzellen haben?»

Urs Jenal kommt aus einem kleinen Bündner Dorf, wo er mit einem romanischsprachigen Vater und einer deutschsprachigen Mutter aufwuchs. Die Welt der Kleinstlebewesen entdeckte er erst im Lauf seines Biologiestudiums, für das er sich zunächst vor allem aus ökologischem Interesse entschied: Das Thema «Waldsterben» beherrschte damals die Schlagzeilen. Doch schon schnell merkte er, dass ihn vor allem die Mikrobiologie fesselte. Nach Studium und Doktorat an der ETH ging an die renommierte Stanford University in den USA, wo ihn die lockere und doch sehr dynamische Art des wissenschaftlichen

Arbeitens faszinierte, aber auch die Begeisterungsfähigkeit der Forscher. Die Intensität des Wissenschaftlerlebens erlebte der Schweizer etwa, als er einmal in einem dreiwöchigen Sommerkurs an der Ostküste der USA samt Wochenenden täglich auf Trab gehalten wurde – ein «Schlüsselerlebnis», wie er heute sagt. Einige Jahre später leitete er diesen Kurs selber.

**Von Stanford ans Biozentrum** Eine Rückkehr in die Schweiz war nicht unbedingt vorgesehen, dafür sei das Leben eines Forschers in den USA zu spannend gewesen, meint der Forscher. Dann aber lockte das Basler Biozentrum mit einer internationalen Ausschreibung. Nach fünf Jahren wurde seine Assistenzprofessur in der Abteilung Mikrobiologie im vierten Stock, quasi dem Herzstück des Biozentrums, definitiv. Gemeinsamkeiten zwischen der Eliteuniversität Stanford und dem Biozentrum findet Jenal gleich mehrere: «An beiden Orten forschen und arbeiten auf engem Raum sehr viele gute Leute mit viel *brainpower* zusammen – interdisziplinär und in gegenseitigem Austausch.»

Auf sein Spezialthema kam er aus Zufall – «ein gutes Beispiel dafür, wie aus der Grundlagenforschung, der Entwicklungsbiologie, ungeplant etwas entstehen kann, das dann sehr zielgerichtet in die angewandte Forschung übergeht», wie Jenal rückblickend sagt. Denn eigentlich wollten er und sein Team anhand eines Modellsystems genauer wissen, wie die Zelldifferenzierung bei Bakterien gesteuert wird, und zwar beim weit verbreiteten, harmlosen Bakterium *Caulobacter crescentus*, das hauptsächlich im Wasser lebt.

Wie die meisten Bakterien hat dieses die Eigenschaft, zwischen zwei grundlegend verschiedenen und sich ergänzenden Lebensformen umzuschalten: nämlich von einer planktonischen



**Prof. Urs Jenal ist seit 2002 Extraordinarius für Molekulare Mikrobiologie am Biozentrum der Universität Basel, wo er bereits seit 1996 als Assistenzprofessor und Gruppenleiter tätig war. Geboren 1961 und aufgewachsen in Alvaneu GR, studierte er Experimentelle Biologie an der ETH Zürich und schloss sein Studium 1991 mit dem Doktorat in Mikrobiologie ab. Darauf war er Postdoktorand an der ETH und von 1992 bis 1995 am Department of Developmental Biology an der Stanford School of Medicine (USA). 2000 habilitierte er sich an der Universität Basel in Mikrobiologie. Jenal ist Vater von zwei Kindern (3 und 1) und wohnt in Basel (Bild: Andreas Zimmermann).**

Form, die sich mit Geisseln in Flüssigkeiten fortbewegen kann, in eine «sesshafte» Form, in der sich die Zellen auf irgendwelchen Oberflächen festsetzen und sich in eine Hülle aus Zuckerpolymeren und Nukleinsäuren einbetten. In diesen Biofilmen können sich die Bakterien verstecken und für den Menschen problematisch werden: So wehren sich zum Beispiel Biofilme pathogener (krankmachender) Bakterien im menschlichen Körper erfolgreich gegen die Angriffe des Immunsystems und gegen die Wirkung von Antibiotika. Gewisse Biofilme zeigen gegenüber frei lebenden Bakterien eine bis zu 1000-mal höhere Resistenz gegen bestimmte Antibiotika – was die Behandlung bestimmter Infekte dramatisch erschwert.

**Neuer Botenstoff entdeckt** Nun hat Jenals Team einen neuartigen intrazellulären Botenstoff (dizyklisches GMP) entdeckt, der den Übergang von frei lebenden, beweglichen Einzel-

zellen auf eine kolonisierte Oberfläche in einem Biofilm steuert. Die Forscher fanden bestimmte katalytische Eiweisse, die den neuen Botenstoff herstellen oder ihn wieder abbauen – ein grundlegendes Prinzip bei fast allen Bakterien, wie bald darauf Fachkollegen in aller Welt bestätigen konnten. «Das war für die Karriere eines Naturwissenschaftlers natürlich ein besonders spannender Moment», sagt Jenal heute, «aber wir wollten in der Forschung weitergehen».

Es zeigte sich, dass der neue Botenstoff auch bei pathogenen Bakterien wichtig ist: «Aufgrund der Hypothese, dass der Botenstoff als Hauptschalter im Infektionsverlauf der Bakterien wirkt, haben wir begonnen, diese Prozesse auch in dem weitaus gefährlicheren Bakterium *Pseudomonas aeruginosa* zu analysieren.» Dieses befällt vor allem Brandwunden, Harn- und Atemwege von Patienten mit einem geschwächten Immunsystem und kann so zu chronischen Infektionen führen. Ein Problem bei deren Bekämpfung ist die natürliche Resistenz des Bakteriums gegen zahlreiche Antibiotika. Besondere Bedeutung hat *P. aeruginosa* auch bei der relativ verbreiteten Erbkrankheit zystische Fibrose, bei der es zu ausgeprägter Biofilm-Bildung in den Atemwegen und zu fataler chronischer Entzündung des Lungengewebes kommt.

«Unser Ziel ist es nun, den Regulationsmechanismus dieses Bakteriums so gut zu verstehen, dass wir neuartige antimikrobielle Wirkstoffe entwickeln können, die dem Problem der Resistenzbildung entgegenwirken, sagt Jenal. Eine solche Substanz würde nämlich nicht wie ein klassisches Antibiotikum das Wachstum der Bakterien hemmen. Vielmehr sollte sie den Übergang zwischen planktonischer Form und Biofilmen verhindern und so helfen, chronische Infekte einzudämmen. Jenal treibt einen Teil seiner Forschungen mit einem lokalen Biotech-Unternehmen weiter, das interessiert daran ist, einen solchen Stoff zu entwickeln: «Wir stecken zwar noch immer in den Anfängen, aber ich könnte mir in absehbarer Zeit durchaus eine Anwendung vorstellen. Das hat ein grosses Potenzial», meint Jenal. So könnte die Molekularbiologie im Kampf gegen Infektionskrankheiten eine wichtige Rolle spielen. ■

# Älteste Quelle über einen Kirchenvater

Martin Wallraff

**Dieses Jahr wird weltweit des Kirchenvaters Johannes Chrysostomos gedacht, der vor 1600 Jahren starb. Ein Basler Theologe hat nun die älteste Quelle über sein Leben entdeckt und herausgegeben.**

«Wenn Friede herrscht, fehlt es den Geschichtsschreibern an Stoff», schrieb ein griechischer Kirchenhistoriker namens Sokrates im 5. Jahrhundert. Diese Weisheit gilt bis heute: Konflikte generieren Schriftdokumente, die Quellen des späteren Historikers. Der unspektakuläre Alltag, die «Normalität» dagegen werden unauffällig und geräuschlos gelebt.

Doch Sokrates brauchte sich über Stoffmangel in Konstantinopel, der neuen Hauptstadt des Ostreichs, nicht zu beschweren: Bei der Besetzung des politisch höchst wichtigen Bischofsamts der Stadt war die Kirchenleitung schweren Konflikten ausgesetzt. Ausführlich berichtet er über einen Vorgang in den ersten Jahren des 5. Jahrhunderts: In einem spektakulären innerkirchlichen Streit wurde der populäre Prediger und Bischof Johannes abgesetzt, ins Exil geschickt und dort letztlich in den Tod getrieben. Die Ereignisse erhitzten die Gemüter stark, sie «erschütterten», heisst es, «die ganze Oikumene», also die gesamte damals zivilisierte Welt.

**Spektakulärer Text** Der Streit war eher unerfreulich, ja streckenweise unappetitlich: Es wurde mit harten Bandagen gekämpft, mit persönlichen Verleumdungen, Bestechung und Fälschung. Doch rückt gerade dieser Konflikt hoch interessante strukturelle Fragen der Kirchengeschichte ins Licht: Welche überregionalen Kompetenzen hatte der Bischof der Hauptstadt? Wie war sein Verhältnis zur politischen Macht, speziell zum Hof? Wie das Verhältnis zu den bischöflichen Kollegen besonders der anderen Grossstädte im Reich? Was war sein all-

täglicher Lebensstil? Welche Amtspflichten hatte er? Wie verliefen Gottesdienst und Predigt?

Sokrates ist eine der Hauptquellen für den Streit um den abgesetzten Bischof – doch lebte er eine Generation später und kannte die Ereignisse allenfalls aus seiner Jugend. Die älteste schriftliche Quelle stammt von einem Zeitgenossen und unmittelbar Beteiligten, war bislang unpubliziert und der Fachwelt nicht zugänglich. Es handelt sich um einen spektakulären Text, der gerade durch seine Parteilichkeit, ja durch den unmittelbaren Zorn und Schmerz, in dem er geschrieben ist, höchste Aufmerksamkeit verdient. Er ist der älteste Quellentext über den späteren Kirchenvater Johannes Chrysostomos und wurde jetzt als *editio princeps* durch den Schreibenden veröffentlicht.

Von der Existenz des Texts weiss man seit über hundert Jahren, doch kam der einflussreiche Fachgelehrte Chrysostomus Baur um die Zeit des Ersten Weltkriegs zum Schluss, dass es sich um eine Fälschung oder jedenfalls um ein erheblich späteres Produkt handeln müsse. Baur verlor daher das Interesse an einer Edition, und auch die Generationen danach scheuten die Mühe, den langen und schwierigen griechischen Text aus den vorhandenen mittelalterlichen Handschriften zu konstituieren.

Doch konnten jüngere Forschungen zeigen, dass es sich keineswegs um eine Fälschung handelt. Der Text ist vielmehr genau das, was er zu sein behauptet: nämlich eine Lebensbeschreibung des abgesetzten Bischofs Johannes, verfasst von einem seiner Anhänger in Konstantinopel, direkt nachdem dort die Todesnachricht des verehrten Seelenhirten eingetroffen war. Das war vor fast genau 1600 Jahren, im Herbst 407, und man kann sich gut vorstellen, in welcher Stimmung die Anhänger des Verstorbenen waren. Den offiziellen neuen Bischof, der vom

Hof gestützt und mit staatlicher Hilfe eingesetzt war, wollten und konnten sie nicht anerkennen, doch ihr Hoffnungsträger und Heiliger lebte nicht mehr.

In dieser Situation hielt ein hoch gebildeter und brillanter Redner eine Leichenrede auf den Verstorbenen. Er forderte mit aller Eindringlichkeit und Schärfe den Kreis der verbliebenen Anhänger zum Durchhalten auf und schwörte sie auf die Oppositionsrolle ein. Der Text erzählt die Biographie des Verstorbenen nach und insbesondere die *chronique scandaleuse* der Ereignisse um seine Absetzung und Vertreibung. Für diese Vorgänge ist er eine historische Quelle allerersten Ranges – und die älteste vorhandene. Doch beinahe noch interessanter sind die Blicke auf das Alltagsleben der Zeit, teils zwischen den Zeilen, teils erstaunlich explizit.

**Hass und Enttäuschung** Konstantinopel wird beschrieben als «eine grosse und volkreiche Stadt, grösser als alle unter der Sonne und unterlegen nur einer einzigen [nämlich Rom!](...) Es gibt dort eine Fülle von Beamten und Unmengen von Soldaten und Aufsehern und Gardisten, deren Scharen kaum zählbar sind. Und es gibt viel Handel, da jedes Schiff aus allen Richtungen alles in diese Stadt bringt. Und es gibt viel Gold und Silber, das sich hier durch Zufall und ohne Grund angesammelt hat, teils ist es auf ungerechte Weise angehäuft und ist hier begraben, zusammengebracht mit den Tränen der Armen, teils wird es auf noch ungerechtere und gesetzlose Weise verbraucht

**Der göttlich inspirierte Prediger Johannes Chrysostomos (sitzend, Mitte) als «Quell der Weisheit»: Miniatur aus dem 14. Jahrhundert (Bild: Mailand, Biblioteca Ambrosiana, Cod. A 172 sup., fol. 263v)**



und dient doch zu nichts ausser zum Verderben derer, die es geben, und derer, die es nehmen, und – schlimmer noch – wer solche Geschäfte treibt, hält das für den Gipfel der Glückseligkeit. Und es gibt eine Menge von Verleumdungen und falschen Anklagen, die einige Reiche zu Armen machen sollen, andere werden heimatlos und exiliert, wieder anderen gelingt es nicht einmal, den Händen der Henker zu entkommen. Denn diejenigen, die beim kaiserlichen Hof gut angesehen sind, werden immer beneidet, und die Neider selbst lassen sich ihrerseits von anderen beneiden, da keiner je genug hat am Reichtum, selbst diejenigen nicht, die beim Kaiser ganz in der ersten Reihe stehen.» (§13)

Auch in andern Quellen finden sich Schilderungen der Hauptstadt des byzantinischen Reichs, doch herrscht dort ein feierlicher, geradezu staatstragender Ton. Monumente und Einrichtungen werden gepriesen und gelobt, dabei auch gehörig geschönt – ganz anders als hier. «Objektiv» sind beide Sichtweisen nicht, doch machen gerade der Hass und die Enttäuschung den neu entdeckten Text zu einer äusserst wertvollen Ergänzung. Kaiser- und staatskritische Dokumente haben in Byzanz Seltenheitswert – erst der Streit bringt diese neue Perspektive hervor. Wenn Friede herrscht, fehlt es den Geschichtsschreibern an Stoff!

Den Streit um den abgesetzten Bischof gewannen übrigens in letzter Instanz die Anhänger doch noch. Eine Generation später wurden seine Gebeine in feierlicher Prozession nach Konstantinopel zurückgeführt. Der neue Kaiser verneigte sich vor dem Sarg und bat förmlich um Verzeihung für das Unrecht, das seine Eltern begangen hatten. Der Leichnam des Bischofs Johannes wurde in der Apostelkirche in der kaiserlichen Grablege beigesetzt. Ihre Verehrung für den grossen Prediger drückten die Christen durch den Beinamen «Chrysostomos» («Goldmund») aus: Seine Predigten werden bis heute viel gelesen. ■

Prof. Martin Wallraff ist Ordinarius für Kirchen- und Theologiegeschichte an der Universität Basel.

Oratio funebris in laudem sancti Iohannis Chrysostomi. Epitaffio attribuito a Martirio di Antiochia (BHG 871, CPG 6517), edizione critica di Martin Wallraff, traduzione di Cristina Ricci (Quaderni della rivista di Bizantinistica 12), Spoleto 2007.

# Master

*Excel in an international and personalised learning environment*

## Communication

Media Management  
Communication Technologies  
Communication for Cultural Heritage\*  
Education and Training  
Institutional Communication

## Economics

Finance\*  
Banking and Finance\*  
Management\*  
Economics and International Policies

## Architecture

Architecture

## Communication and Economics

Marketing\*  
Corporate Communication\*  
International Tourism\*  
Financial Communication\*

## Informatics

Software Design\*  
Dependable Distributed Systems\*  
Embedded Systems Design\*  
Intelligent Systems\*  
Applied Informatics\*

## Institute of Italian Studies

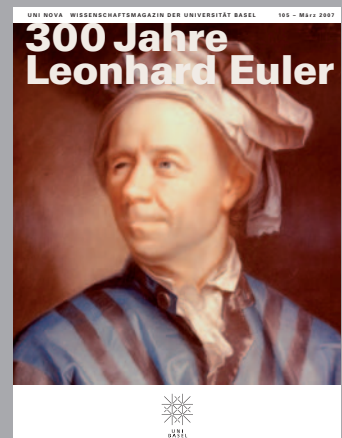
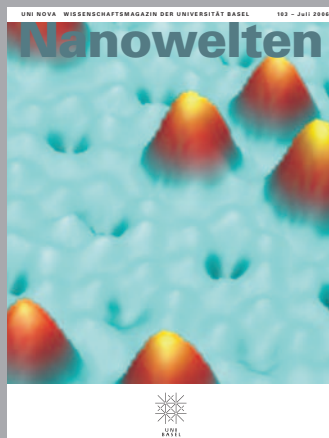
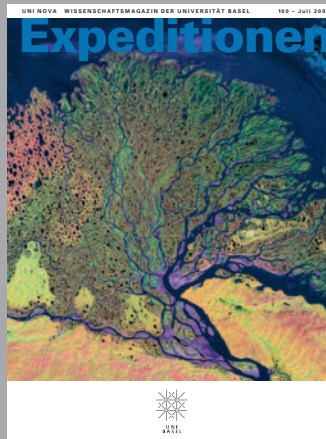
Italian Literature and Civilisation

\* in English

Application Deadline:  
July 1<sup>st</sup> 2007

[www.master.unisi.ch](http://www.master.unisi.ch)

**Information:** Università della Svizzera italiana, Advisory Service, 6900 Lugano  
+41 58 666 47 95, [orientamento@lu.unisi.ch](mailto:orientamento@lu.unisi.ch)



## Schnecken in Trockenweiden



Typisch für extensive Trockenweiden: Gemeine Heideschnecke (*Helicella itala*).

Eine hohe Beweidungsintensität in extensiven, nicht gedüngten Weiden beeinträchtigt die Artenvielfalt der Schnecken. Dies ergab eine Studie von Cristina Boschi vom Institut für Natur-, Landschafts- und Umweltschutz der Universität Basel. Sie untersuchte den Einfluss der Pferde-, Rinder- und Schafbeweidung auf die Vielfalt, Häufigkeit und Zusammensetzung der Landschneckenarten in 21 Trockenrasengebieten auf nährstoffarmem, kalkreichem Boden im Nordwestschweizer Jura. Die Kenntnisse über die Auswirkungen der Beweidung unterschiedlicher Nutztierarten auf die Wirbellosen waren zuvor beschränkt. Ob die Weiden von Pferden, Rindern oder Schafen bestossen wurden, hatte keinen Einfluss auf die Schneckenfauna – wohl aber der Viehbesatz und die Beweidungsdauer: Die Artenvielfalt der Schne-

cken, ihre Häufigkeit und die Anzahl der gefährdeten Arten (gemäss der Roten Liste der Schweiz) nahmen mit zunehmender Beweidungsintensität ab. Beeinträchtigt war auch das Vorkommen einzelner Schneckenarten. Die Untersuchung kam zum Schluss, dass extensive Weiden mit Pferden, Rindern oder Schafen bestossen werden können, ohne die typische Schneckenfauna der Trockenrasen zu gefährden. Allerdings müssen der maximale Viehbesatz und die Beweidungsdauer auf den extensiven Weiden in den Bewirtschaftungsverträgen klar festgelegt werden.

### Ursache von Brustkrebs

Forschende des Universitätsspitals Basel und des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf haben eine wichtige Ursache für die Entstehung von Brustkrebs gefunden. Ihre Entdeckung liefert Anhaltspunkte, die eine bessere Brustkrebsdiagnose und Behandlung versprechen. Seit langem ist bekannt, dass krankhafte Vermehrungen von Genen (Gen-Amplifikationen) bei der Brustkrebs-Entstehung eine Rolle spielen. Durch Untersuchungen an Gewebeproben von über 2000 Brustkrebs-Patientinnen fanden die Forscher nun, dass in über 20% die Amplifikation des Gens ESR1 vorliegt. Diese scheint eine der frühesten Genveränderungen bei Brustkrebs zu sein, da sie sogar in noch gutartigen

Veränderungen des Brustgewebes, also in Krebsvorstufen, nachgewiesen wurde. Der Nachweis gelang mit einer Kombination aus verschiedenen Biochip-Technologien und einer speziellen Software, die von Dr. Christian Ruiz am Institut für Pathologie der Universität Basel entwickelt wurde. Durch das Gen ESR1 wird ein Protein kodiert, das Östrogen bindet, der so genannte Östrogen-Rezeptor. Dessen übermässige Bildung ist eine der wichtigsten bekannten Ursachen für Brustkrebs. In einer zweiten Studie wurden die Daten und Gewebeproben von 175 Brustkrebspatientinnen ausgewertet, die mit dem gegen den Östrogen-Rezeptor gerichteten Wirkstoff Tamoxifen behandelt worden waren. Ergebnis: Jene Patientinnen, bei denen bei der übermässigen Bildung des Östrogen-Rezeptors eine ESR1-Amplifikation zugrunde lag, sprachen besonders gut auf die Therapie an.

### Zufrieden mit e-Government

Die Schweizer Bevölkerung ist mit den Kantonsportalen im Internet allgemein sehr zufrieden. Dies ergab eine Umfrage unter den Usern dieser Portale, welche die Fakultät für Psychologie der Universität Basel zusammen mit den Kantonen durchführte. Ziel war es, herauszufinden, inwieweit die Kundschaft zufrieden ist und welches die Ursachen für Probleme

bei der Nutzung der Portale sind. Dabei erreichten die Kantone Basel-Stadt, Appenzell-Innerrhoden, Bern, Uri und Tessin Zufriedenheitswerte von 82%; der tiefste Wert betrug immer noch 70%. Der weitaus wichtigste Grund für unzufriedene User waren gemäss der Umfrage Probleme mit der Suchmaschine und weitere, aber weniger gewichtige Schwierigkeiten bei der Informationssuche. Die Umfrage der Fakultät für Psychologie der Universität Basel wurde erstmals gesamtschweizerisch und in enger Zusammenarbeit mit sämtlichen Kantonen lanciert. Zusammen mit zwei weiteren Studien zu den Bedürfnissen der User (Fachhochschule Bern) und zum bestehenden Angebot der Kantone und Gemeinden (Universität St. Gallen) sollen damit verbesserte, wissenschaftlich fundierte Grundlagen zum Stand und zur weiteren Entwicklung von e-Government in der Schweiz erarbeitet werden. Die Universität Tessin wird dazu eine Konsolidierung der drei Studien erstellen, in der die Zusammenhänge zwischen den Bedürfnissen, den Angeboten und der Zufriedenheit der User ermittelt werden. Als Resultat werden klare Handlungsanweisungen für die Kantone und Gemeinden erwartet. Die Zusammenarbeit unter den beteiligten vier Hochschulen war auf Initiative der Staatsschreiberkonferenz zustande gekommen.

## Oberwalliser Alltagswelten



Marius Risi, *Im Lauf der Zeiten*. Oberwalliser Lebenswelten. Ein ethnografischer Film (DVD). Verlag Hier + Jetzt, Baden 2006. 65 Min., Fr. 29.80.

In den letzten vierzig Jahren hat sich der Lebensstil der Oberwalliser Bevölkerung stark verändert. Wie beurteilen die Menschen den gesellschaftlichen Wandel? Zinngiesser, Kupferschmiede, Störschuhmacher und Weberinnen gibt es heute im Oberwallis kaum noch. Als die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde (SGV) zwischen 1956 und 1970 diese Tätigkeiten dokumentierte, waren sie bereits im Verschwinden begriffen. Heute lebt die Oberwalliser Bevölkerung hinsichtlich ihres Lebensstils kaum anders als Leute aus der Region Basel oder Zürich – Urbanität im Alpenland also. Der Volkskundler Marius Risi hat sieben Männer und Frauen aus dem Oberwallis ausgewählt, sie nach ihrer Sicht der Dinge befragt und ihre Antworten mit der Videokamera festgehalten. In den Interviews erzählen die Personen von ihren

Erfahrungen und Erinnerungen und wie sie den gesellschaftlichen Wandel interpretieren. Ergänzt werden die Interviews durch historisches Filmmaterial der SGV aus den 1950er- und 1960er-Jahren, und in einem (separat erscheinenden) Begleittext werden sie in ihren historischen, sozialen und kulturellen Zusammenhang gestellt.

Der Einzug der Moderne verlief in der Schweiz nicht einheitlich linear, sondern vollzog sich über die Umwege zahlreicher Ausparungen, Retardierungen oder Rückwärtsbewegungen. Im Oberwallis vollzog sich die Modernisierung hinsichtlich der ökonomischen Strukturen und der infrastrukturellen Ausstattung relativ spät. In der Regel erst ab den 1960er-Jahren kam die Ausformung der gegenwärtigen Dienstleistungs- und Freizeitgesellschaft in Gang, in deren Verlauf die alles dominierende Landwirtschaft und die mit ihr verbundenen Lebens- und Arbeitswelten kontinuierlich an Terrain verloren. Die Spuren dieses kulturellen Wandels sind heute in zahlreichen Lebensgeschichten zu erkennen. Der Film ist im Rahmen des Nationalfonds-Forschungsprojekts «Landschaften und Lebensräume der Alpen» am Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel entstanden; er ist zugleich integraler Bestandteil von Risis Dissertation.

---

**Antike Körper**


---

Lukas Thommen, *Antike Körpergeschichte*. vdf Hochschulverlag AG an der ETH Zürich, 2007. 144 S., broschiert, mit Schwarzweiss-Fotos, Fr. 19.–.

Die antike Gesellschaft entwickelte die Zweiteilung von Körper und Seele und wies dabei dem Körper eine untergeordnete Stellung zu. Dies steht im Gegensatz zur antiken Lebenspraxis und Bildwelt, welche sich intensiv mit dem Körper auseinandersetzten. Die Publikation beleuchtet die verschiedenen Bedeutungen des menschlichen Körpers vom frühen Griechenland bis in die Spätantike. Inhaltlich liegt das Hauptgewicht bei den grundlegenden Errungenschaften und Weichenstellungen hinsichtlich des abendländischen Körperverständnisses. Dabei wird deutlich, wie die Römer die griechischen Körpervorstellungen weiterentwickelt haben und welche Konsequenzen das Christentum aus den antiken Traditionen gezogen hat. Der Autor, Prof. Lukas Thommen, ist Professor für Alte Geschichte an der Universität Basel und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Universität Zürich.

---

**Piccolomini und seine Zeit**


---

Maria Antonietta Terzoli (Hg.), *Enea Silvio Piccolomini. Uomo di lettere e mediatore di culture*. Gelehrter und Vermittler der Kulturen. Atti del Convegno Internazionale di Studi. Internationaler Studienkongress, Basel, 21.–23. April 2005. Schwabe,

Basel 2006. 426 Seiten mit 33 Abbildungen, davon neun in Farbe. Leinen. Fr. 98.–.

Prof. Maria Antonietta Terzoli, Ordinaria für Italienische Philologie, hat im Frühling 2005 an der Universität Basel einen internationalen Kongress über Enea Silvio Piccolomini (1405–1464) organisiert, den späteren Papst Pius II. Von ihm stammt die Stiftungsurkunde der 1460 als erster in der Schweiz eröffneten Universität Basel. Die Tagung widmete sich besonders Piccolominis Beziehungen zur deutschsprachigen Kultur vor seiner Papstwahl und seiner Rolle als kundiger Vermittler zwischen verschiedenen Wissensbereichen. Seine Erfahrung als Schriftsteller und Gelehrter wird vor dem kulturellen und künstlerischen Hintergrund Basels im 15. Jahrhundert und des Basler Konzils betrachtet – vor jenem Hintergrund also, den Piccolomini aktiv mitgeprägt hat. Die einzelnen Beiträge thematisieren verschiedene Bereiche: von der Geschichte zur Kunstgeschichte und von der Architektur zur Literatur. Die Beteiligung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen ermöglicht es, ein breitgefächertes und innovatives Bild von Piccolomini und seiner Zeit zu zeichnen. Im Zentrum steht seine Rolle bei der Verbreitung des Humanismus in Basel und allgemein in der deutschsprachigen Welt.

**Rolf Weder**

Prof. Rolf Weder, geboren 1960 und aufgewachsen im Appenzellerland, ist Professor an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Basel. Er befasst sich in Lehre und Forschung mit dem internationalen Handel und der europäischen Integration. Momentan forscht er zum Beispiel über den Zusammenhang zwischen internationalem Handel und Umweltverschmutzung, die Erklärung der relativ hohen Preise in der Schweiz, einen EU-Beitritt der Schweiz und Parallelimporte.



Rolf Weder, Wirtschaftswissenschaftler.

**Aussenwirtschaft und Integration**

<http://www.wvz.unibas.ch/aei/>  
 Homepage meiner Abteilung an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, die zeigt, an welchen Forschungsprojekten wir als Team im Bereich «Aussenwirtschaft und Europäische Integration» arbeiten und was wir in der Lehre unseren Studierenden anbieten können.

**Virtuelle Bibliothek**

<http://www.ub.unibas.ch/vlib/vbsowi.htm>  
 Virtuelle Bibliothek der UB in Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. Hier lassen sich (innerhalb des Rechner-netzes der Universität) die meisten in wissenschaftlichen Zeitschriften publizierten Beiträge bequem einsehen und herunterladen.

**Center for International Data**

<http://cid.econ.ucdavis.edu/>  
 Zugriff zu Daten, die auf der Home-page von Prof. Robert C. Feenstra (University of California) einfach herunterladbar sind. Wichtig für alle, die sich mit internationalem Handel wissenschaftlich beschäftigen.

**Wechselkurse**

<http://fx.sauder.ubc.ca/>  
 Hier können Sie die aktuellsten Wechselkurse und die Wechselkursentwicklung über die letzten Jahrzehnte einfach zusammenstellen und visuell darstellen. Ein Gratisangebot von Prof. Werner Antweiler (University of British Columbia).

**(Fast) alles über die EU**

[http://ec.europa.eu/index\\_de.htm](http://ec.europa.eu/index_de.htm)  
 Hier erfahren Sie (fast) alles über die EU und den europäischen Integrationsprozess. Suchen Sie aber gezielt – bei dieser überwältigenden Fülle.

**«Aufschlussreiche Declamatio»**

UNI NOVA 105 (März 2007), Schwerpunkt «300 Jahre Leonhard Euler»  
 Ich möchte Ihnen für das Heft «300 Jahre Leonhard Euler» ganz herzlich gratulieren. Ganz besonders gefällt mir die «Declamatio de Arithmetica ...» des jungen Euler, deren Anfang in Faksimile-Form abgedruckt ist. Diese aufschlussreiche Declamatio ist mir sonst nie begegnet. Gerne wünschte ich mir, dass auch die Fortsetzung abgedruckt würde, möglichst auch mit deutscher Übersetzung.

Arthur Vogt, Burgdorf

Ich freue mich immer wieder auf die UNI NOVA, enthält das Magazin doch viel Interessantes und Lehrreiches. Trotzdem habe ich etwas zu bemerken – nicht zum Inhalt, sondern zur Form bzw. zur Aufmachung. Für ältere Semester wie mich (ich lese noch ohne Brille) ist die Schrift gar klein, besonders auf den hintersten Seiten (in der aktuellen Ausgabe auf Seiten 39 bis 41). Bei den recht grossen Zeilenabständen könnte die Schrift gewiss etwas vergrössert werden. Es würde auch helfen, wenn in Schwarz statt in Grauton gedruckt würde. Vielleicht lässt sich diese Anregung verwirklichen, viele Leser würden es sicher begrüßen.

Hans Hess, Binningen

UNI NOVA allgemein

Als ich mit meinem Mann an der Universität Basel einen Vortrag über Neuro-Tiefenpsychologie besuchte, lernte ich das Magazin UNI NOVA kennen. Ich bin davon ganz begeistert und möchte es gerne in gedruckter Form abonnieren.

Trix Rudin, Therwil

## Termine

### Tropenhaus

14. August

Ein Blick ins Tropenhaus aus «nicht anthropogener» Sicht

Feierabendführung im Botanischen Garten mit Sebastian Leuzinger. 17.30 bis ca. 18.30 Uhr, Treffpunkt beim Brunnen im Botanischen Garten, Ecke Institutsgebäude.

### Farne

8./9. September

Erster und einziger Basler Farn-Marathon

Wochenend-Festival im Botanischen Garten der Universität Basel beim Spalentor rund ums Thema Farne, mit Demonstrationen und Attraktionen. Jeweils 10 bis 18 Uhr, Botanischer Garten, Schönbeinstrasse 6 (Eintritt: 5 Fr.).

### Krieg

12. bis 14. September

Kongress der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie zum Thema Krieg, mit öffentlicher Podiumsdiskussion und Ausstellung, Kollegienhaus der Universität, Petersplatz 1, Basel. Weitere Informationen: [www.sgs-kongress.ch/joomla/](http://www.sgs-kongress.ch/joomla/)

### Euler-Jahr 2007

Ausgewählte Veranstaltungen

13. und 14. September: Jahreskongress der Akademie der Naturwissenschaften im Kollegienhaus der Universität Basel. Bis 23. September: Ausstellung «Mathematik erleben» im Naturhistorischen Museum Basel, Augustinergasse 2, Basel (Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag 10–17 Uhr. Eintritt: Fr. 7.–/5.–). 20. September, 20.15 Uhr im Bürgersaal Riehen: «Leonhard Euler. Ein Mann, mit dem man rechnen kann», Vortrag von Prof. Hanspeter Kraft, Vorsteher des Mathematischen Instituts der Universität Basel. 22. und 23. September: Spielwochenende im Hof des Spielzeugmuseums Riehen,

Baselstrasse 34, Riehen (Öffnungszeiten: jeweils 11–17 Uhr, Eintritt: Fr. 7.–/5.–). Weitere Informationen: [www.euler-2007.ch](http://www.euler-2007.ch)

### Erasmus

26. September

Erasmus von Rotterdam in Basel

Themenabend mit Dr. Ueli Dill. 18.00 bis 19.15 Uhr, Universitätsbibliothek, Eingangshalle, Schönbeinstrasse 18–20, Basel (Anmeldung erforderlich: Tel. 061 267 31 00 oder E-Mail: [info-ub@unibas.ch](mailto:info-ub@unibas.ch)).

### Pilze

7. Oktober

Pilze in der Speisekammer

Ausstellung, Führungen und Vorträge im Botanischen Garten der Universität Basel beim Spalentor. 10 bis 18 Uhr.

### Europa und Uno

12. November

Europa als Teil der Uno

Vortrag von Dr. Peter Maurer, schweizerischer Botschafter bei der Uno in New York. 18.15 Uhr, Europa-Institut der Universität Basel, Gellertstrasse 27, Basel.

### Das Herz

bis Mai 2008

... aus vollem Herzen. Das Herz – ein unermüdlicher Muskel.

Sonderausstellung im Anatomischen Museum der Universität Basel, Pestalozzistrasse 20, Basel. Öffnungszeiten: Montag bis Freitag 14–17 Uhr, Sonntag 10–16 Uhr. Eintritt: Fr. 5.–/3.–.

Infos und weitere Veranstaltungen: [www.unibas.ch](http://www.unibas.ch)

## Fragen Sie die Wissenschaft

### Seit wann gibt es Fiebermesser?

Eine Vorstufe des Fiebermessers erfand bereits Galileo Galilei Ende des 16. Jahrhunderts. Der von ihm entwickelte Thermometer fand allerdings in der Medizin kaum Anwendung, da das Hintergrundwissen über den Zusammenhang zwischen Körpertemperatur und Krankheit fehlte. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden entsprechende Untersuchungen vorgenommen. 1868 veröffentlichte der deutsche Mediziner Carl Wunderlich (1815–1877) das Grundlagenwerk «Das Verhalten der Eigenwärme in Krankheiten». Wunderlich analysierte darin die Veränderungen der Körpertemperatur bei Gesundheit und bei Krankheit. Dadurch bereitete er den Weg zum Einsatz von Fiebermessern zur Diagnose.

Was Sie schon immer wissen wollten: Unter dem Motto «Fragen Sie die Wissenschaft» können Leserinnen und Leser von UNI NOVA Fragen zu einem wissenschaftlichen Fachgebiet stellen. Die Redaktion wird diese an Fachleute der Universität Basel zur Beantwortung weiterzuleiten versuchen und Frage wie Antwort in einer der nächsten Ausgaben veröffentlichen. Die Adresse für Ihre Fragen finden Sie im Impressum.

Die aktuelle Frage ist dem Katalog der «HistoryHotline» entnommen, einem Auskunftsdienst zu historischen Fragen, der in Zusammenarbeit mit dem Historischen Seminar der Universität Basel betrieben wurde ([http://www.baselland.ch/docs/archive/hist/fragen/main\\_fragen.htm](http://www.baselland.ch/docs/archive/hist/fragen/main_fragen.htm)).

## Impressum

UNI NOVA, Wissenschaftsmagazin der Universität Basel. Herausgegeben von der Öffentlichkeitsarbeit (Leitung: Hans Syfrig). UNI NOVA erscheint dreimal im Jahr (März, Juli, November) und kann in Einzelexemplaren kostenlos abonniert werden. Redaktion: Christoph Dieffenbacher  
Adresse: UNI NOVA, Öffentlichkeitsarbeit der Universität Basel, Postfach, 4003 Basel. Tel. 061 267 30 17, Fax: 061 267 30 13. E-Mail: [ch.dieffenbacher@unibas.ch](mailto:ch.dieffenbacher@unibas.ch)  
UNI NOVA im Internet: <http://www.unibas.ch> > Aktuell > UNI NOVA Wissenschaftsmagazin  
Gestaltungskonzept: Marianne Diethelm, Lukas Zürcher. Mitarbeit an dieser Nummer: Manfred Max Bergman, Anton Bierl, Henriette Harich-Schwarzbauer, Antonio Loprieno, Martin Oeggerli, Brigitte Röder, Petra Schierli, Thomas Späth, Undine Stabrey, Margrit Tröhler, Jürgen von Ungern-Sternberg, Martin Wallraff, Rolf Weder.  
Fotografie: Andreas Zimmermann. Gestaltung: Lukas Zürcher. Korrektorat: Karin Müller. Druck: Reinhardt Druck AG, Basel. Inserate: Go! Uni-Werbung AG, Rosenheimstrasse 12, 9008 St. Gallen, [www.go-uni.com](http://www.go-uni.com)  
UNI NOVA ist Mitglied des Swiss Science Pools ([www.swiss-science-pool.com](http://www.swiss-science-pool.com)). Auflage: 12'500 Exemplare. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Herausgeberin. ISSN 1661-3147 (gedruckte Ausgabe), ISSN 1661-3155 (Online-Ausgabe)

# Investment Banking: Immer unter Strom

**Ana Cerkez absolviert nach ihrem Wirtschaftsstudium das Graduate Training Program (GTP) in der Investment Bank von UBS. Das GTP ist für sie das Sprungbrett für eine Festanstellung im Bereich Devisenhandel.**

## Das Investment Banking gilt als Männerdomäne. War das ein Problem für Sie?

Die Zeiten haben sich geändert, mittlerweile sind einige Frauen im Investment Banking tätig. Somit war dies für mich nie ein Thema. Mir gefällt das Investment Banking. Man steht immer unter Strom.

## Was fasziniert Sie am Devisenhandel?

Ich habe während des Studiums Finance vertieft und kann das Lehrbuchwissen jetzt in der Praxis anwenden. Volkswirtschaftliche Zusammenhänge sind nicht mehr graue Theorie, sondern ich sehe jeden Tag, wie sie sich auf die Wechselkurse auswirken.

## War das Investment Banking nach der Uni nicht ein Sprung ins kalte Wasser?

Ich denke, jeder Berufseinstieg nach dem Studium ist ein Sprung ins kalte Wasser. Es kommt

eine Flut von Informationen auf einem zu, von der man sich nicht einschüchtern lassen darf. Für mich war das ein Pluspunkt, denn man lernt jeden Tag Neues dazu.

## Was macht in Ihren Augen das GTP aus?

Das GTP bot mir die Möglichkeit ins Investment Banking einzusteigen, was sonst direkt nach der Uni nicht möglich gewesen wäre. Ich habe während des GTP viel gelernt und dadurch meinen Traumjob gefunden.

## Warum würden Sie UBS als Arbeitgeberin und das GTP empfehlen?

UBS bietet einem Hochschulabsolventen unglaublich viele Möglichkeiten. Beispielsweise konnte ich durch das GTP ein sechswöchiges Training in Stamford absolvieren. Meine Arbeit ist immer spannend und ich kann mich persönlich und fachlich weiterentwickeln.



## Sind Sie interessiert an einem Karrierestart für Graduates?

Informationen über das Graduate Training Program (GTP) erhalten Sie unter [www.ubs.com/graduates](http://www.ubs.com/graduates)



Your exceptional talent  
drives our success.  
It starts with you.

UBS is proud to be  
National Supporter



What keeps UBS at the forefront of global financial services? Your skills, commitment and ambition to be the best. Our innovation comes from your creativity and appetite for challenge. The ideas you share with colleagues help develop the products and services that sustain our market leadership positions across Europe, the Americas and Asia Pacific. A dynamic and diverse environment provides you with every opportunity to fulfill your potential and further our achievements. Industry-leading training programs help you to hit the ground running. How far you go is up to you.

It starts with you:

[www.ubs.com/graduates](http://www.ubs.com/graduates)

You & Us





[www.ey.com/ch/careers](http://www.ey.com/ch/careers)

 **ERNST & YOUNG**

*Quality In Everything We Do*

## Wie werde ich ausgewählt?

**Take charge of your career. Now.**

Weitere Informationen finden Sie unter [www.ey.com/ch/careers](http://www.ey.com/ch/careers)  
[careers@ch.ey.com](mailto:careers@ch.ey.com)

**Audit. Tax. Legal. Advisory. Transactions. Accounting.**